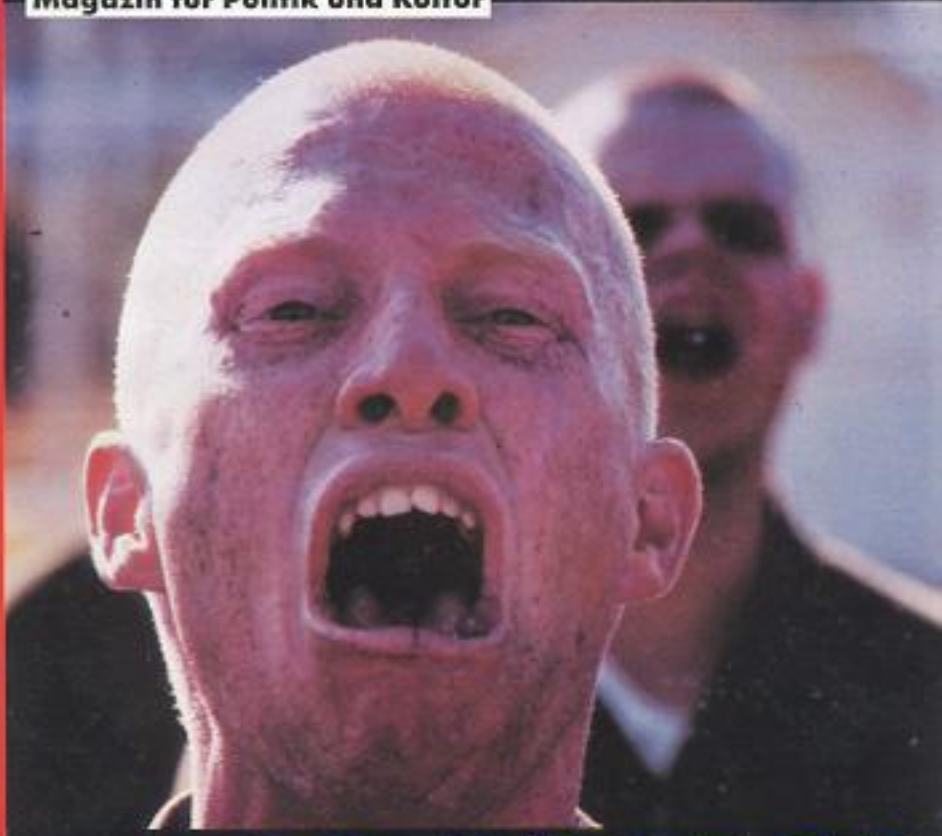
HEFT 2 FEBRUAR 1988 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

Gaddafi würgt Wallmann



RASSENHASS

SKINS OHNE HEAD

in konkret Februar 1986

von Konkret

an Konkret

Mein Kelch von Hermann L. Gremliza
Das gesammelte politische Wollen des Kandidaten Johannes Rau, erstmals vollständig und ungekürzt:

Magazin

Gaddafi würgt Wallmann von Hermann L. Gremliza
Terror Überall: auf den Flughäfen von Wien und Rom wie im Frankfurter Gewerkschaftshaus und an der Göttinger Universität. Ein Begriff sieht rot

Der häßliche DeutscheJürgen Gerhard Todenhöfer von Otto Köhler
Von den obersten Verfassungshütern Zimmermann & Spranger wollte der CDU-Parlamentarier Todenhöfer alles über einen linksextremistischen Einfluß bei den grünen Bundestagsabgeordneten wissen, besonders aber über eine terroristische Vergangenheit des Flick-Untersuchers Otto Schily. Noch Todenhöfers eigenem terroristischem Umfeld hat bisher noch keiner gefragt.

Pausenbrot von Günter Amendt
über die Entwicklung am Drogenmarkt

Der Wallraff von Bernhard Schneidewind
oder: Dem Einheimischen sind eigentlich die fremdesten Fremden nicht fremd. Der Einheimische kennt zwar den Fremden nicht, kennt aber um ersten Blick, daß es sich um einen Fremden handelt.

Wieder ein Türke erschlagen für Deutschland von Andreas Juhnke
Skinheads haben in Hamburg auf offener Straße einen Türken erschlagen. Der Öffentlichkeit und den Politikern paßte das gar nicht in die weihnachtliche Stimmung. Der Tote ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein

Mein Kind immer krank von Mehrangis Montazami-Dabui
Protokoll eines Dokumatarfilmes über eine bundesdeutsche Wirklichkeit, in der nicht alle Türken Ali heißen und Wallraff sind

Ein Leben lang Kampf von Detlef Hensche
Zum Tode von Loni Mahlein, ehemaliger Vorsitzender der IG Druck und Papier

Atombomben auf Moskau und Leningrad von Karl Heinz Roth
Schon Im Herbst 1945 plante das Geheimdienstkomitee der Vereinigten Generalstabschefs der US-Armee einen Atomkrieg gegen die Sowjetunion. Die Hamburger »Dokumentationsstelle des Vereins zur Erforschung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« veröffentlichte in ihren »Mitteilungen« jetzt das streng geheime Memorandum vom 3. November 1945

Auto-Lust100 Jahre Auto von Gerhard Armanski
Noch gibt es sie - die Lust am Auto. Sie stand ihm, wie das Nutzkalkül, Pate und lag seinem Siegeszug zu Grunde. Aber die Wünsche und Versprechungen sind in die Jahre gekommen. Gerade ihre massenhafte Erfüllung hat sie untergraben. Aus Lust wird Last, aus Freiheit Zwang. Aus der Traum? Erstickt im Stau und Staub und Smog und Rost? Doch der Autotraum ist zäh. Aggression, Abenteuer und Autobahn speisen ihn täglich neu

»Ich möchte Dich aber mit niemandem teilen« von Otto Köhler
Oder: Wie sich Fritz Engels im DDR-Fernsehen auf die Erfindung der Weltrevolution vorbereitet

Berlin tut(et) gut von Carl L. Guggomos
Die Vorbereitungen zur 750-Jahrfeier unter besonderer Berücksichtigung der Leibesübungen

Raymond Mason von Hans Platschek
Karikierend, vulgär, und randvoll von Alltagsgeschichten: die Szenen und Schaubilder des englischen Bildhauers Raymond Mason, ausgestellt in Paris und Marseille

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

An der Naht von Natur und Kultur von Martin Schaub
»Immer wieder diese Frage an mich, ob es ein Heimatfilm sei. 'Höhenfeuer' könnte überall zwischen Island und Japan spielen und darum auch in der Innerschweiz - in meiner engeren Heimat. Wenn also 'Höhenfeuer' ein Heimatfilm ist, so habe ich nichts dagegen, aber dann ist zum Beispiel `Grauzone' auch einer« (F.M.M.)

»Ein Musiker muß etwas zu erzählen haben« von Patrick Landolt, Peter Brötzmann
In den 60er Jahren war Peter Brötzmann die Saft- und Kraftwurzel des Freejazz. Auf seiner jüngsten Solo-Platte » 14 Love Poems« kommt der Wuppertaler Saxophonist mit hochsensiblem, fast pathetischem Spiel. Anhänger hat er inzwischen bis in die Punk-Szene hinein. Patrick Landolt sprach mit ihm

Fernsehen in ChinaEin Jahr vor dem Dianshi von James Gillespie
Von den Chinesen wußte ich, daß sie das Schießpulver, die Wasseruhr und die Nudel erfunden hatten. Ihre mikroskopischen Betrachtungen von Schneekristallen kamen westlichen Untersuchungen um Jahrtausende zuvor. So wartete ich während meines einjährigen Aufenthalts in der Volksrepublik China bloß noch auf die Nachricht, daß Archäologen in einer Grabstätte der Hang-Dynastie eine kleine Dose gefunden hätten, gefertigt aus Onyxstein, mit eingelassener Glasscheibe, Kontrolltasten aus Elfenbein und einem Ochsenhaut-Kabel sowie einem dreizackigen Gebilde an dessen Ende - den Prototyp des Fernsehers.

H.P. Piwitts kleines FeuilletonEpiphanien des Alltags von Hermann Peter Piwitt
Das Kreuz des Südens und die Karibische Kaltluft/Raddatz und das FAZ-Reich/Der Fluch des Meisters Henscheid/Auf- und Abbau-Verlag/Der Beatnik im Gras/Kleinhäusler Hajek/Platschek

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 02/86, S. 4

von Konkret

1. Der KONKRET-Dialog über die Frage »Ist dieser Staat unser Staat?«, der schon der Bundesversammlung der Grünen in Offenburg Stoff gab, beschäftigt nun auch den Verfassungsschutz. »Die Zeit« berichtete, daß der Hamburger Verfassungsschutz-Präsident Lochte (CDU) »nichts von dem CDU-Vorwurf an die Grünen hält, sie hätten Kommunisten in ihren Reihen... Anfang des Jahres konnte der Hamburger Verfassungsschutz sich mit seiner Auffassung bei der Koordination von Bundesamt und Landesämtern zunächst durchsetzen. Aber die meisten Kollegen sind Lochte offenkundig nur widerwillig gefolgt. Erst in der vergangenen Woche hat der führende Linksextremismus-Experte im Kölner Bundesamt ein n Diskussionsbeitrag Thomas Ebermanns in KONKRET über den Staat und dessen Despotie als verfassungsfeindlich interpretiert. Da nun im Kölner Amt das CSU-Mitglied Pfahls die Regie übernommen hat, könnte dieser jüngste Vermerk eine Aufkündigung des prekären Waffenstillstands unter den Verfassungsschützern bedeuten. «

Ist das nicht schön?

2. Der Beitrag von Karl Heinz Roth auf den Seiten 38 ff stammt aus den »Mitteilungen der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik«, einer wichtigen neuen Schriftenreihe, die über die Dokumentationsstelle, Laufgraben 37, 2 Hamburg 13, abonniert werden kann.

3. Ende Februar 1984 bestellte ein Leser ein 30 älteres KONKRET-Heft und die gesammelten Kolumnen von Hermann L. Gremliza »Betrug dankend erhalten« mit dem Zusatz: »Den anfallenden Kostenbetrag werde ich nach Erhalt der Sendung unmittelbar auf Ihr Konto überweisen.« Nach Erhalt schrieb er: »Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihr Buch mit Interesse lesen werde und ebenso versichere ich Ihnen, daß ich auch weiterhin ein interessierter Leser von KONKRET bleiben werde. Nochmals herzlichen Dank und freundliche Grüße von Ihrem ... « Der Leser Leonhard Mahlein, langjähriger Vorsitzender unserer Gewerkschaft, der IG Druck und Papier, ist tot. Sein Kollege Detlef Hensche würdigt den freundlichen Kämpfer und gradlinigen Genossen (auf Seite 34).

4. Andere haben es schwieriger, an die Publikationen von KONKRET heranzukommen. Einer, der in der JVA Bruchsal einsitzt, hatte das letzte »Literatur Konkret« nicht erhalten und dagegen Beschwerde eingereicht. Das Justizministerium Baden-Württembergs wies die Beschwerde als unbegründet zurück. Die Begrünlung ist eindrucksvoll:

»Am 8. November ist in der Justizvollzugsanstalt Bruchsal für den Beschwerdeführer die Zeitschrift 'Literatur Konkret, Heft 10, 1985186, eingegangen und am gleichen Tag durch Verfügung der Justizvollzugsanstalt angehalten und zur Habe genommen worden. Wie in zahlreichen Beschwerdebriefen, auf die Bezug genommen wird, festgestellt worden ist, darf der Beschwerdeführer in mehr als ausreichendem Maße Zeitungen und Zeitschriften beziehen. Die in Rede stehende Zeitschrift überschreitet dieses Kontingent und war schon deshalb anzuhalten. Darüber hinaus ist sie nicht durch Vermittlung der Vollzugsanstalt bezogen worden. «

Das »mehr als ausreichende Maß« - also eigentlich viel zu viel - besteht aus drei Tageszeitungen und drei Wochen- oder Monatszeitschriften.

5. Die Wirklichkeit zu Reimen gebracht hat Rüdiger Hipp in einem Zwölfzeiler mit dem Titel: »Verkaufsstarke Markenzeichen«:

»Biermann, Neckermann, Möllemann, Peymann

Enzensberger, Leonberger, Fuchsberger

Hengstenberg, Stoltenberg, Underberg

Alpirsbacher, Greinacher, Teinacher

Sanella, Gremliza, Reemtsma, Burda

Maggi, Schily, Thomy, Audi, Kelly

Sannwald, Franz Alt, Hannen-Alt

Eppler, Daimler, Bogner

Harribo, Bahro, Iveco

Siemens, Jens, Lenz

Darmol, Kohl, Odol

Nordmende, Ende.«

6. Die Enthüllung blieb wieder einmal dem legendären Nachrichtenmagazin vorbehalten. Im Januar 1986 meldete der »Spiegel« unter dem Titel »Retter des Vaterlands«: »Der Flick Konzern wollte seine Daimler-Aktien ernsthaft niemals an den Schaft verkaufen.« In einem Kasten wird ein Aktenvermerk des Generalbevollmächtigten Brauchitsch vom 7. März 1975 zitiert: »Ich habe (dem damaligen Wirtschaftsminister) Friderichs ausdrücklich klargemacht, daß wir nur eine begrenzte Zeit die bisherige falsche Geschichtsschreibung - insbesondere der Daimler-Transaktion - hinnehmen können... Zu irgendeinem Zeitpunkt werden wir aber klarzustellen haben, daß niemals die Absicht bestanden hat, ein beherrschendes Daimler-Paket 'über den Ladentisch' an Persien zu geben.«

Und dabei hatte erst vor gut vier Jahren Otto Köhler in KONKRET 11/81 geschrieben: »Die 'Mainzer Allgemeine' meldete aus undefinierbarer Quelle: 'Flick verhandelt mit dem Schaft'. Der wolle ihm seine Daimler-Aktien für 2,5 Milliarden abkaufen. Auf diesen Trick aus der alten Flick-Kiste fiel unser dummer Apel, damals noch Finanzminister, prompt rein. Aufgeregt rief er den auf Mallorca urlaubenden Kanzler an, und der entschied: Der Schaft muß draußen bleiben... Mag sein, daß 1975 der damalige Finanzminister Apel und Wirtschaftsminister Friderichs Versprechungen machten, damit Flick nur ja nicht für 2,5 Milliarden an den persischen Schaft Reza Potemkin verkaufe ... «

Mag sein, daß Köhler nur in einem irrte, und nicht Flick selbst, sonder Friderichs und die Deutsche Bank in die alte Trick-Kiste gegriffen hatten, um den SPD-Kanzler und seinen Apel in nationale Stimmung zu versetzen. Den Reza Potemkin hatte Köhler ohne jede Kenntnis von Brauchitschs Aktenvermerk identifiziert.

Konkret 02/86, S. 5

an Konkret

FAUST AUF'S AUGE

KONKRET 1/86 - Rüdiger Grothues: »Landeinwärts Rübenkraut«

Rüdiger Grothues - ich könnte dich küssen und küssen für diesen Artikel! Ich mußte selbst mal in Dörfern leben und weiß, wovon du sprichst. Ich hatte lange danach noch Überschwemmungsphantasien - wenn ich gnädig war, hab ich vorher noch ein paar Leute evakuiet.

A. MAHLER

BOCHUM

Ein Text, der uns in helle Begeisterung versetzte, paßt er doch auf die Situation in unseren ostwestfälischen Nestern wie die Faust auf's Auge.

OLAF OTTING

STADTJUGENDRING BÜNDE

Was da an platten Verallgemeinerungen verbreitet wird, trifft ungefähr das Niveau der von euch beschriebenen Stammtischler. Was bitte, Herr »Ex-Provinzler«, kann uns die Stadt bieten? Ich glaube noch immer an die Hilfe unter Nachbarn, und ich freue mich noch immer, wenn mich die Leute auf der Straße grüßen. Bis auf weiteres will ich hier nicht weg.

ANETTE BAUER

AMMERBUCH

Pfiffig schreibt der Grothues - aber Information ist das nicht. KONKRET verschwendet Honorar und Platz. Wenn »stumpfe Schädel« mit »blutunterlaufenen Augen« beim Schützenfest über »sterbende Katzen« hinweg »humpeln« - diese »Erwachsenen« treffe ich beim Bier in anderen Ländern, sehe ich in meiner Großstadtstraße. Interessant wäre: Warum gibt es nichts anderes in einem Dorf? Wer hat Interesse an diesem Zustand, und wer leistet bereits Gegenwehr? Welche Tradition pflegen denn die Schützen - auch in der Großstadt? Wer fördert sie? Wann wurde Hitler Ehrenmitglied (1933)? Im Thema liegt also Zündstoff. Doch Grothues vergeigt sein Stück. Er kotzt sich nur aus.

RALPH-GÜNTHER VOGEL

BIELEFELD

UNSERE BÄHRD

KONKRET 12/85: »Ist dieser Staat unser Staat?«

Bevor »wir« (irgendwie antibürgerlich links gestrickten) uns diese Frage beantworten können, sollten wir die historischen Wurzeln unserer BähRD einmal bloßlegen. Über die heutigen Einflußmöglichkeiten der Schwerindustrie auf »unser« Gemeinwesen brauche ich angesichts des Flick-Skandals keine Worte zu verlieren. Aber mit unseren »Freunden und Verbündeten«, also jenen Besatzungstruppen, die seit 1945 unsere Felder und Wälder unsicher machen, die nicht nur bei der Raketenstationierung von Souveränitätsrechten Gebrauch machten, die ihnen die BRD umso leichter abtrat, als sie sie nie besessen hat, mit denen sollte man/frau sich etwas gründlicher beschäftigen. »Kondominium« ist in der Staatsrechtslehre der Fachbegriff für eine Kolonie, in der die Kolonialmacht loyale Eingeborene unter militärischer Aufsicht regieren läßt. Hat etwa ein Staat, der nicht frei von fremder Staatsgewalt ist, das »Gewaltmonopol«?

AXEL BRINK

GÖTTINGEN

Der »Dialog l« hat mir total gut gefallen. Sehr interessant finde ich, daß der »Realo« Otto Schily in Bezug auf Staat und Verfassung der BRD ziemlich naive Ansichten hat: Ist die Polizei »friedensstiftend« (Schily), wenn sie faschistische

Veranstaltungen schützt? Oder ist sie vielleicht »unersetzlich« (Schily), wenn sie auf einer Polizeiwache in Gelsenkirchen türkische Mitbürger mißhandelt? Was zum Teufel findet Herr Schily eigentlich an der Verfassung der BRD?

RAINER BIELSKY

GELSENKIRCHEN

Mit der Dialog-Reihe werden wichtige verschiedene Positionen aus den Parteien heraus an die linke Öffentlichkeit getragen. Ein dickes Lob für KONKRET!

THOMAS RUF

SCHWENNINGEN

IN DIE KACKE?

KONKRET 12/85 - Wolfgang Pohrt über Neil Postman

Das ist aber auch einer, dieser Pohrt! Rezensiert über volle zwei wertvolle KONKRET-Seiten Neil Postmans »Wir amüsieren uns zu Tode« und stellt fest, daß Postman eigentlich nichts Erwähnenswertes mitteilt, daß es sich bei seinem Buch sozusagen um eine Verarschung der Leser handelt. Um so etwas festzustellen, benötigt Gremliza ein paar Zeilen und den Platz für die abschließende Bemerkung, bei einer von der »FAZ« hochgelobten Erzählung handele es sich um eine »piéce de merde«. Pohrt braucht immerhin zwei Seiten, auf denen er seine Befähigung zum Szene-Feuilletonismus nachweist nach dem Motto: Wenn die bürgerlichen Literaturschmocks über Dallas herziehen, retten wir es ein wenig, weil man den abhängig Arbeitenden ihre Doofheit ja nicht vorwerfen kann und darf, um dann die Dallas-Kritiker mit Horkheimer/Adorno und endlich doch Dallas selbst als einzigen Ausdruck bürgerlicher Kaputtheit vorweisen zu können. Der alte Filou Wittgenstein, im Verarschen ein Genie, schrieb: »Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie - auf ihnen - über sie hinausgestiegen ist.« Und dann sagt er noch: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.« Wann haut Gremliza endlich auf die Kacke und sagt Pohrt: »Wenn du nichts zu sagen hast, dann halt gefälligst das Maul! «

TONI SEIB

ROCKENBERG

WEITERE SCHRITTE

KONKRET 1/86 - Hermann L. Gremliza: »Aids In der Schwarzwaldklinik«

Zu Ihrem Artikel halten wir lediglich fest, daß Herr Klaus-Jürgen Wussow bereits eine Stellungnahme abgegeben hat, die Sie in der Beilage finden. Wir dürfen Sie nachdrücklich darauf hinweisen, daß wir uns weitere Schritte vorbehalten.

DR. SKENDER FANI

DR. HARALD ESSENTHER

RECHTSANWÄLTE

WIEN

Aus der »Beilage«: Es wird ein Zitat angeführt, wonach Herr Wussow gesagt haben soll: »Mich erinnert das an die großen Schauspieler des Dritten Reiches.« Dieses Zitat wurde verzerrt. Wussow: »Ich habe ... selbstverständlich immer auch jene großen Persönlichkeiten eingeschlossen, die in dieser Zeit in der Emigration tätig waren. Es geht und ging mir stets nur um die Persönlichkeiten, nicht um Weltanschauung und Politik.«

Auf die »weiteren Schritte« sind wir richtig gespannt, weil ja schon dieser in tiefes Geläuf führt: Das Zitat »wurde verzerrt«, weil es zwar von Herrn Wussow so gesagt (beiden »großen Schauspielern aus der Zeit des Dritten Reiches..., da war dieser Anstand, diese Sauberkeit, die heute dem Theater fehlt«), aber doch ganz anders gemeint wurde, nämlich so, daß er »auch« den Schauspielern, die emigriert waren, keinen Vorwurf machen will. Sollten die forschen Herren Fani und Essenther noch ein weiteres Schrittchen wagen, werden wir sie und ihren Professor Brinkmann-Wussow in den Sumpf führen, den der vollständige Abdruck ihrer »Beilage« bedeutete. KONKRET geht und ging es nämlich stets nur um Weltanschauung und Politik, nicht um Persönlichkeiten, die keine sind. - Red.

LETZTER TANGO

KONKRET-Briefkasten

Sehr geehrter Herr Gremliza, damit die Affinität unserer Illustrierten »tango« zum Programm der Jungen Union nicht zu groß wird, möchten wir Sie um einen Beitrag bitten.

In unserer Rubrik »Hamburger« möchten wie in unserer Februar-Ausgabe Dr. Funk, den neuen Mann in der SPIEGEL-Chefredaktion, vorstellen. Er wird im Februar sein Amt antreten und uns interessiert, ob das einen Kurswechsel bei dem Nachrichtenmagazin bedeuten kann. Sie kennen Dr. Funk aus seiner früheren SPIEGEL-Zeit und haben sicherlich auch sein Wirken in den zurückliegenden Jahren beobachtet. Deshalb möchten wir Sie um eine knappe Charakterisierung und eine pointierte Perspektiv-Darstellung bitten, fünfzig Zeilen zu dreißig Anschlägen.

Ich bitte Sie um einen kurzen Anruf, ob Ihnen dies möglich ist.

DR. RAINER JOGSCHIES

HAMBURG

Sehr geehrter Herr Dr. Jogschies, Ihrer Bitte, für die Rubrik »Hamburger« der Illustrierten »Tango« eine knappe Charakterisierung und eine pointierte Perspektiv-Darstellung des neuen »Spiegel-Chefredakteurs auf fünfzig Zeilen zu dreißig Anschlägen zugeben und damit die Frage zu beantworten, ob ein Kurswechsel bei dem Nachrichtenmagazin bevorstehe, sowie die Affinität Ihrer Illustrierten zum Programm der Jungen Union nicht größer werden zu lassen, wird Herr Gremliza nicht entsprechen. Um uns die Aufzählung der Gründe zu ersparen, die ihn daran hindern, wollen Sie bitte mit dem einen sich zufrieden geben: daß er Besseres zu tun hat.

HANNELORE HEINRICHS

NEUER KONKRET VERLAG

HAMBURG

KISCH-PREIS

KONKRET-Reportagen

Sehr geehrter Herr Gremliza, alle Jahre wieder das Memento: Senden Sie mir doch bitte bis zum 31. Dezember die Reportagen zu, die für den Kisch-Preis in Frage kommen.

Jürgen Kesting

Egon-Erwin-Kisch-Preis

Ein Wettbewerb des »Stern« Hamburg

Jury:

Joachim Fest

Walter Jens

Robert Jungk

Hans-Ulrich Kempski

Henri Nannen

Hermann Schreiber

Sehr geehrter Herr Kesting, haben Sie Dank für Ihre freundliche Aufforderung, Reportagen aus KONKRET beider Jury des Egon-Erwin-Kisch-Preises einzureichen. Daß wir in diesem Jahr, abweichend von der Praxis früherer Jahre, der Aufforderung nicht nachkommen wollen, hat seinen Grund in Äußerungen eines Jury-Mitglieds, wonach die Linke der BRD mehr oder weniger antisemitisch sei. So sehr wir bedauert haben, daß Mitarbeiter antikommunistischer Redaktionen mit einem Preis bedacht worden waren, der nach einem Kommunisten benannt ist, so wenig wollen wir ein Jury-Mitglied in Versuchung fahren, Mitarbeiter eines linken, also antisemitischen Blattes mit einem Preis auszuzeichnen, dessen ungefragter Namensgeber Jude war.

Hermann L. Gremliza

Sehr geehrter Herr Gremliza, vielen Dank für Ihren Brief, für den ich Verständnis habe. Ich gebe die Kopien an die Mitglieder der Jury weiter und bin der Ansicht, daß dies bei der nächsten Sitzung diskutiert werden muß. Ich bedaure sehr, daß Arbeiten Ihres Blattes nicht vertreten sind.

Jürgen Kesting

WARUM ORIGINELL?

KONKRET 12/85 und 1/86

Nach dem schwachen Dezemberheft (vor allem der abstrakte Schaukampf des »Dialog l« - Ausnahme Winfried Wolf und sein Daimler-Artikel) nun ein Heft zum neuen Jahr, das eurem Namen wieder Ehre macht. Besonders gut der thematische Faden, der durch eine Reihe von Beiträgen läuft: Konservative Aktion, Rüstungsetat, Menschenzucht, Faßbinder-Beitrag von Michael Schneider, wie schon oft das Beste, was ich zu einem Thema gelesen habe, Kroetz zu »Goethe in D.«. Unsere Republik ist aus den Trümmern des Tausendjährigen Reiches gebaut, warum soll das Wiederaufgebaute anders aussehen als das Zerstörte? Ihr macht vielleicht nicht die »originellste« Zeitung. Aber warum originell sein? Lieber konventionell und zuverlässig von dem sprechen, was ist: vom Kapitalismus.

WOLFGANG BÖHMER

BREMEN

VOLK ISRAEL

KONKRET 1/86 - Michael' Schneider über Faßbinder

Manches, was sich bei euch findet, taugt für Gremlizas Express besser, als euch und mir lieb sein kann. Da schreibt z. B. Michael Schneider im Nebensatz: » ... nicht nur Deutsche, auch Juden ... « Die Frage drängt sich auf, ob ich eine andere Staatsangehörigkeit gewänne oder gar meine deutsche verlöre, träte ich morgen zum Judentum über? Denn »Jude« bezeichnet nichts anderes als die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft, dem Judentum, und nicht zu einer Ethnie oder zu einem Volk. Zum »Volk Israel« gehört ein jeder, der an Jehova glaubt. Wenn es heute auch einen Staat Israel gibt, wird die Sache trotzdem nicht komplizierter, denn der zionistische Staat hat mit dem jüdischen Glauben nur so viel zu tun wie etwa die CDU mit dem christlichen.

KARL KIRSCH

BERLIN

Konkret 02/86, S. 8

Hermann L. Gremliza

Mein Kelch

Das gesammelte politische Wollen des Kandidaten Johannes Rau, erstmals vollständig und ungekürzt:

Fußnote: So dringlich das Ende der Kanzlerschaft Kohl wäre, so beschlossen ist, mit der Nominierung des Kandidaten Rau, ihre Fortsetzung. Wenn also ein anderer Kanzler nicht zur Wahl steht, ließe sich immerhin diesem Kandidaten und der Politik, für die er (nicht) steht, eine Abfuhr erteilen, von der er und sie sich nie und wir uns ein wenig erholen können.

Konkret 02/86, S. 10

Magazin

ANZEIGEN

Der Schichtführer wußte schon, was Sache sein würde, als er dem Fotosatzmonteur Hans Kruse - bis zu diesem Zeitpunkt noch beim SpringerVerlag in Westberlin beschäftigt -eine Anzeigenvorlage mit den Worten auf den Tisch legte: »Das ist ja genau das Richtige für Dich, wirst Du Dich wieder ärgern.« Kruse, schwerbehindert, ärgerte sich nicht nur, sondern verweigerte aus ethnischen und moralischen Gründen die Bearbeitung. Springer kündigte. Ein anderer machte seine Arbeit. Kruse wird jetzt vor das Arbeitsgericht ziehen. Seine Chancen stehen nach einem entsprechenden Urteil des Bundesarbeitsgerichts (siehe KONKRET 12/85, Seite 13, »Verweigerung«) nicht schlecht.

SCHWULE WERTMINDERND

Das Amtsgericht Hamburg hat entschieden, daß es sich mindernd auf en Mietzins einer Wohnung auswirkt, wenn im gleichen Haus »regelmäßige Versammlungen von Homosexuellen in größerer Zahl stattfinden«. Zu diesem Urteil kam es, nachdem der Hauseigentümer eine Klage gegen eine Mietpartei verlor, deren Wohnung über dem Magnus-Hirschfeld-Centrum, einem Kommunikations- und Beratungszentrum für Homosexuelle liegt. Das Amtsgericht entschied in dem Mietprozeß, daß »die entscheidende Wertminderung sich im wesentlichen allein aus der bloßen Tatsache des Vorhandenseins dieser Einrichtung im Zusammenhang mit der äußeren Aufmachung ergibt.« Beanstandet wurde unter anderem, daß »die Schaufenster des Erdgeschosses mit einschlägigen Plakaten und Ankündigungen beklebt sind.« Und weiter der Originalton des Gerichts: »Schon allein die plakative Ausstattung des Schaufensters mit entsprechenden schriftlichen Hinweisen und der Schaufensterpuppe laßt es deutlich werden, daß eine Wohnung in diesem Hause, sofern sie an eine Person vermietet ist, die diesem Personenkreis nicht zuzurechnen ist, gegenüber einer Wohnung in einem anderen Haus deutlich beeinträchtigt ist.«

AUFGELISTET

Die US-amerikanische Abrüstungsbehörde ACDA hat ihre Rüstungsexportstatistik für 1983 fertig- und vorgestellt. Danach hat die BRD in der Zeit von 1979 bis 1983 nach Argentinien Rüstungsgüter im Wert von 925 Millionen Dollar geliefert, in die Türkei für 850 Millionen und noch Saudi-Arabien für 525 Millionen. Für den Krieg am Golf lieferte die BRD Waffen im Wert von 140 Millionen Dollar an den Irak und für fünf Millionen an den Iran. Auch Libyen war ein guter Kunde: für 380 Millionen Dollar kaufte das Land in der BRD ein.

SCHULDEN

Auf über 100 Milliarden Dollar ist der Schuldendienst - fällige Kreditrückzahlungen und Zinsen - der Entwicklungsländer gestiegen. Er nahm 1984 um zehn Prozent zu. Die Hochzinspolitik zum einen und die sinkenden Einnahmen der Entwicklungsländer durch die sinkenden Preise für die von ihnen exportierten Rohstoffe sind die wesentlichen Ursachen für diese Entwicklung. Nur logisch, daß die Weltbank, über die ein Großteil der Gelder für die Entwicklungsländer läuft, immer größere Gewinne in ihren Jahresbilanzen ausweisen kann: 1984 waren es 1,1 Milliarden Dollar.

NIX SPRITZE

Die Stadt Hof darf Kindern von Asylbewerbern nach Anweisung der Bezirksregierung Oberfranken in Bayreuth keine Schutzimpfungen bezahlen. Das Sozialamt der Stadt muß die notwendigen Impfungen gegen Diphterie, Tetanus, Keuchhusten und Tuberkulose ebenso ablehnen wie Vorsorgeuntersuchungen für Schwangere und Neugeborene. Die bayerische Landesregierung sieht eine etwaige Übernahme der Behandlungskosten aus dem Sozialhilfeetat als »einseitige Begünstigung asylsuchender Ausländer« an. Schutzimpfungen werden in der BRD in der Regel von Krankenkassen übernommen, denen Asylbewerber jedoch meist nicht angehören. So müßten sie in Hof die Impfung, die etwa zwanzig Mark kostet, von ihrem Sozialhilfe-Taschengeld, das sich auf fünfzig Mark beläuft, begleichen.

NA, JUNGS?

Das Münchner Magazin »High Tech« meldet: »Wegweisende Entscheidung des US-Patentgerichtshofs: Samen, Pflanzen und Pflanzkulturen sind als Produkte patentfähig. Auslöser dieses höchstrichterlichen Urteils war der Patentantrag von Molecular Genetic Research für eine Aminosöure, die zur Erhöhung des Nährwertes von Getreiden beiträgt.«

DIE ELEFANTEN SIND DA

Die in Niger erscheinende Zeitung »Le Sahel« meldete in großer Aufmachung, daß bei Nguimi, im Südosten des Landes, eine Herde von 16 Elefanten gesichtet wurde. Die Elefanten waren aus diesem Gebiet verschwunden, weil sich der Tschadsee zurückgezogen hatte, an dem sie früher ihre Tranken fanden. In den vergangenen zehn Jahren extremer Dürre schrumpfte der See, dessen Ufer sich Niger, Nigeria, Kamerun und Tschod teilen, um Hunderte von Quadratkilometern und drohte auszutrocknen.

Starke Regenfalle beendeten *in der Sahelzone die Trockenperiode. Die Einwohner im Südosten Nigers hoffen jetzt, daß sich der Tschadsee auffüllen und wieder bis an die Stadtgrenze von Nguimi ausdehnen wird. Das Auftauchen der Elefantenherde an der einstigen Tränke gilt dafür als verheißungsvolles Vorzeichen.

ANGEZEIGT

Die Jungsozialisten Schleswig-Holsteins haben gegen den verantwortlichen Redakteur der Schülerzeitung der Jungen Union bei der Staatsanwaltschaft Itzehoe Anzeige wegen Volksverhetzung erstattet. Das in 1000 Exemplaren vor Itzehoer Schulen verteilte Blatt hatte folgenden Witz veröffentlicht:

»Was ist der Unterschied zwischen einem falschen Telefonanschluß und Erich Honecker? Keiner - Aufhängen und neu wählen.«

ACH DESHALB

Unter den Hammer kommt die kleine britische Insel »Burgh Island« vor der Südküste von Devon, auf der Agatha Christie zwei ihrer Kriminalromane geschrieben hat. Die zur Versteigerung angebotene Insel besitzt ein Hotel, ein Geschäft, ein Gasthaus und drei kleine Katen. Eine der Katen ist noch dem Schmuggler Tom Crocker benannt, der 1830 erschossen wurde und dessen Geist angeblich viermal im Jahr von dem Gasthaus spuken soll.

AB IN DIE HEIMAT

Ausländer können künftig Haftstrafen in der Heimat absitzen. Froh verkündet Bundesstrafminister Engelhard die Neuerung dem Volke. Das Gesetz über die internationale Rechtshilfe in Strafsachen von 1983 hat sich seines Erachtens bewährt. Es »fördert die Resozialisierung und dient der Bekämpfung der Kriminalität«.

So durften 500 von insgesamt 1.200 in der Bundesrepublik zu langjährigen Haftstrafen verurteilte türkische Staatsangehörige in heimische Knaste wechseln.

KLEINE PRÄMIE

Eine Gehaltserhöhung von durchschnittlich 28 Prozent haben wissenschaftliche und technische Mitarbeiter im Kommunikationszentrum der britischen Geheimdienste in Cheltenham im Westen Großbritanniens zugesagt bekommen. Die Gehaltserhöhung wird damit begründet, daß das Verbot einer Mitgliedschaft in den Gewerkschaften die Anwerbung und den Verbleib von Mitarbeitern erschwert hatte. Die britische Regierung hat den Mitarbeitern in der Kommunikationszentrale in Cheltenham untersagt, Mitglied einer Gewerkschaft zu sein.

KEIN KABEL

Mehr als zwei Drittel der Westberliner sind nicht an einem Kabelanschluß für ihren Haushalt interessiert. Nach einer Umfrage der FU Berlin nannten 42 Prozent der Befragten als Grund für ihre Ablehnung, daß es schon genügend Programme gebe - in Westberlin sind ohne irgendwelche Zusatzeinrichtungen zu empfangen: das 1., 2., 3. aus dem Westen,

das 1. und 2. aus dem Osten sowie der französische Canal 5 -, für 37 Prozent sind die Kosten zu hoch, und etwa die Hälfte der Befragten halt die Auswirkungen von mehr Fernsehen für schädlich.

KAIS REISEERLEBNISSE

Kai Uwe von Hassel ist langst noch nicht im Ruhestand. Der ehemalige Verteidigungsminister, Minister- und Bundestagspräsident reist in Sachen Konrad Adenauer-Stiftung - und berichtet: » ... Ich kenne nicht Braunafrika (der Mann meint den Norden des Kontinents), ich kenne aber sehr genau Schwarzafrika und ich kenne Südafrika und Namibia«. Dies alles sagt er den Bonner Journalisten »nur einmal als Hintergrund, damit Sie sehen, daß hier ein Mann Länder bereist, die er im Vergleich zu anderen beurteilen kann«... Eigentlich geht's um seine jüngste Südafrika-Tour. Gemeinsam mit seinem Hiwi, Andreas Breitsprecher, führte von Hassel viele Gespräche, »begreiflicherweise zunächst einmal mit Politikern der National Party«. Aber auch mit anderen, »vor allen Dingen mit dem neu gewählten Rechtsaußen, der ja von sich selber viel Reden macht ... « Auch mit Farbigen haben die beiden gesprochen: »Mit Schwarzen gesprochen und mit Indern gesprochen und mit Leuten aus der Wirtschaft gesprochen, mit Kirchenleuten wurde auch gesprochen.«Von Hassel zählt sie alle auf, getrennt wurde gesprochen, weil das in Südafrika so üblich ist. Er sagt auch, mit wem nicht gesprochen wurde: mit dem ANC, den er als »African National Council« bezeichnet. Fast richtig: African National Congress, wäre ganz korrekt gewesen. »Das sind Radikale, die außerdem in Exil im Nachbarstaaten sind«. Mit denen spricht er nicht. Bischof Tutu wollte nicht, ein UDF-Vertreter »konnte nicht kommen.« Nicht gesprochen hat man ebenfalls mit dem offiziellen »South African Council of Churches« SACC. Dafür aber mit den Calvinisten und der Lutherischen Kirche - und viel Ober den SACC - mit »südafrikanischen Pastoren alter deutscher Sprache, also deutscher Herkunft«. Die mögen den von Schwarzen geleiteten Kirchenkongreß auch nicht besonders.

Als er losreiste, hatten manche Angst, »daß es jeden Tag kippen könnte«. Also nichts wie hin, bevor es zu spät war. Von Unruhen war jedoch nichts zu sehen. Überhaupt sind die meisten Zusammenstöße »nicht zwischen Schwarzen und Weißen, sondern zwischen Schwarzen und Schwarzen.« Überhaupt steht fest: »Die Apartheid ist nicht mehr die Politik. Es gibt sicher Reste, von der kleinen Apartheid, etwa bei Schwimmbädern oder am Strand von Durban oder Kapstadt.« Der Strand, auch darüber wurde gesprochen. Seit der US-Botschafter in Südafrika an die heimischen Reisebüros telegraphierte, er könne keinen Schutz für die Landsleute übernehmen, fehlen sie, die US-Touristen.

Die Konrad Adenauer-Stiftung finanziert derweil mit bundesdeutschen Steuermitteln die Ausbildung von Verwaltungsleuten für das Homeland Kwazulu. Weil die Ausbildung so gut ist, ergänzt Breitsprecher, Pressemensch bei der Stiftung, »versuchen die Banken diese Verwaltungsleute abzuwerben. Das nur mal, so am Rande bemerkt, wie das schon eine Wirkung zeigt«, was die Konrad Adenauer-Stiftung so macht.

FEUER FREI

Rund 65 Millionen Pistolen und Revolver befinden sich in den USA in privatem Besitz. Auf je drei Haushalte kommen zwei dieser leichten Handfeuerwaffen**.** Daneben befinden sich noch rund 500.000 Militärgewehre in Privathand. Die US-amerikanische Zeitschrift »Newsweek«: meldete einen neuen Trend: Er gehe weg von den einst so beliebten Colts und Brownings und hin zu automatischen Schnellfeuerwaffen. Am beliebtesten ist gegenwärtig die sehr kleine israelische Maschinenpistole UZI. Laut »Newsweek« zeigt sich eine »erschreckende Versessenheit rechtsextremistischer Fanatiker« für automatische Waffen, die frei gehandelt werden.

WIE IM KINO

Sein Eifer wurde einem Wiener Brandschutzexperten zum Verhängnis. Bei einer Routinekontrolle in einem Hotel prüfte er mit der Flamme aus einem Feuerzeug die Vorhänge auf ihre Brennbarkeit. Er hatte Erfolg. Erst brannten die Vorhänge, dann der ganze Saal und schließlich wurde auch noch der Dachstuhl des Hotels durch das Feuer beschädigt.

KINDERSTERBEN

Im Laufe der nächsten zehn Jahre werden auf der Erde 20 Millionen Kinder an Röteln, zehn Millionen an Blutvergiftungen, acht Millionen an Keuchhusten sterben und nahezu drei Millionen durch Kinderlähmung behindert sein. Das sind die Prognosen der UNICEF unter der Voraussetzung, daß die Impfaktionen ihr gegenwärtiges Niveau beibehalten.

NICHT DOOF GENUG

Um die Kunden abzuschrecken, die immer wieder auf unseriöse Werbung hereinfallen, hat der Beauftragte des Staatlichen Norwegischen Konsumentenbehörde folgende Anzeige veröffentlichen lassen: »Lurium 3000 X - Ein Wundermittel aus den USA - gibt Glatzköpfigen die Haare wieder, heilt die meisten Krankheiten und senkt den Benzinverbrauch Ihres Autos um 15 bis 20 Prozent.« Obwohl die Anzeige außerdem noch die Warnung enthielt, keinem Schwindler auf den Leim zu gehen, wollten 300 Interessenten das Wundermittel sofort kaufen.

KOPF AB

Spanien hat die Todesstrafe wieder in seine Militärjustiz eingeführt. Ein entsprechendes Gesetz wurde vom Senat in Madrid verabschiedet. Die Höchststrafe, die jede Person, Militärs wie Zivilisten, treffen kann, kommt nur in Kriegszeiten und in Deliktfällen von »äußerster Schwere« zur Anwendung.

Konkret 02/86, S. 16

Hermann L. Gremliza

Gaddafi würgt Wallmann

Terror Überall: auf den Flughäfen von Wien und Rom wie im Frankfurter Gewerkschaftshaus und an der Göttinger Universität. Ein Begriff sieht rot

Nichts erschreckt die Strategen des Overkill, in deren Kriegsplänen die Versafteten nach Millionen zählen, so sehr wie ein einzelner Erschossener. Nichts bringt die Vertreter einer Herrschaft, die gegen ungebärdige Opfer Schlagstöcke, Gaspistolen und MPs bereithält, mehr in Aufwallung als ein Knuff im Gedränge, der ihr allereigenstes Bein trifft. Denn was sie planen und tun, dient der Verteidigung und der Sicherheit; was die andern üben aber ist blutiger oder psychischer Terror.

Damit keiner unzulässige Vergleiche anstelle und aller Welt der Unterschied sinnfällig werde, gibt es den Moamar al-Gaddafi, den *Psychopathen, Paranoiker, Narren Allahs, Mörder,* den »Terroristen-Schutzherrn« und »reizbaren Terroristenfreund« (»Spiegel«). Ihm ist alles zuzutrauen, von allen. Selbst die Mitarbeiterin im Anti-Apartheid-Arbeitskreis der evangelischen Kirchengemeinde kann ihren Haß nicht länger mit jener Liebe zu den braven Wilden zudecken, die schwer genug geprüft worden war, als Schwarze aus Soweto einen schwarzen Bullen lynchten. Also Gaddafi, also wenn sie den Namen schon hört...

Der Oberst Gaddafi regiert Libyen. Von den Verhältnissen dort weiß ich kaum mehr, als in den Zeitungen steht. Danach scheint es so zu sein, daß Gaddafi ein Regiment führt, in dessen Ideologie sozialistische, nationalrevolutionäre und religiöse Tendenzen sich seltsam mischen - was das Amalgam nicht halb so undurchsichtig macht, wie es etwa die freiheitlich-demokratische Grundordnung oder der *american way of life* sind. Gewiß ist, daß Libyens Gaddafi fast vorbehaltlos alle Bewegungen und Gruppen unterstützt, von denen er annimmt, sie setzten sich gegen die alten Kolonial- und neuen Imperialmächte zur Wehr. So hilft er den Sandinisten, den Kanaken, der IRA und würde gar den deutschen Grünen unter die Arme greifen, wenn sie ihn nur ließen. Auch finanziert und beherbergt er Guerilla-Trupps, darunter wahrscheinlich die des Abu Nidal, die in ihrem Befreiungskampf bislang mehr Mitarbeiter des »Verräters« Arafat getötet hat als der israelische Geheimdienst.

Das alles tut Gaddafi, ohne nach Beute zu streben oder - klassischer Grund für außenpolitische Abenteuer - Konflikte innerhalb der Gesellschaft überspielen zu müssen. Auch des Obersten unverkümmerter Geltungsdrang erklärt bestenfalls einem um die Selbstachtung betrogenen Lohnschreiber die Verve, mit der Gaddafi seinen Krieg führt. Denn Krieg ist es, der große Krieg dieser Zeit, den sie im Bundestag und in anderen Restaurants den Nord-Süd-Konflikt nennen und der mittlerweile mehr Opfer gefordert hat als der Zweite Weltkrieg, auch wenn er anders geführt wird: auf einem Schlachtfeld, das Weltmarkt heißt, mit Dollarkurs und Zinseszins im Anschlag, lautlos, in stiller Bestialität. Ein Punkt an der Börse rauf oder runter bedeutet den Hungertod von Tausenden. Das Spiel heißt: friedlicher Wettbewerb.

Wer nicht daran teilnehmen will, der soll ruhig einen Krieg anfangen. Aber da ist das Reglement noch schärfer. Denn wie Krieg geführt wird, bestimmen die, die die größten Kriege gemacht und darin die nötige sittliche Reife erworben haben: in uniformierten Abteilungen, in Reih und Glied, in geografisch genau umrissenen Fronten, mit modernen atomaren, chemischen und bakteriologischen Massenvernichtungsmitteln, gegen erklärte Feinde, an der Seite fester Verbündeter, wegtreten!

Was aber tut dieser Kameltreiber? Anstatt beglaubigte Botschafter mit einer Erklärung zu Reagan, Thatcher und Kohl zu schicken, daß Libyen ab nächstem Tag 12 Uhr sich im Krieg mit den USA, Großbritannien und der Bundesrepublik befinde, worauf die vereinigten Streitkräfte der Angegriffenen bis 12 Uhr 15 Libyen unterm Wüstensand begraben hätten, finanziert diese hinterhältige Type Gruppen und Grüppchen, die irgendwo in zivilisierten Gegenden auf irgendwelche Zivilisten schießen. »Ein Kerl, der es für gut hält, daß elfjährige Mädchen erschossen werden ... «, so schüttelt sich der Präsident der USA. Ja, wenn sie vorschriftsmäßig von Flugzeugen einer Luftwaffe mit Napalm beworfen worden wären, dann hatte der Präsident dies - wie den ganzen Krieg gegen Vietnam - »eine noble Sache« genannt. Denn es ist süß und ehrenvoll, Dämme zu bombardieren oder eine Flughafenhalle, doch es ist widerwärtig, hinterm Deich oder am Abfertigungsschalter einzelne Menschen umzubringen. Ob es dann einfach nicht genug Leute trifft?

Dagegen ruft der Kulturmensch Manfred Schreiber, einst sozialdemokratischer Polizeipräsident von München und heute ein hoher Beamter im Bundesinnenministerium des Friedrich Zimmermann, zur »Solidarität der Kulturvölker« auf. Der »politische Irrsinn« habe »seine Reservate verlassen und auf unsere Gesellschaft übergegriffen«: »Solange auf dieser Welt hochentwickelte Staatswesen, Zivilisationen, Volkswirtschaften und Diplomatien mit Terrorhorden, revolutionär und religiös wahnhaften Regimen steinzeitlicher Prägung zusammenleben, müssen wir auf den Faustkeil der anderen allemal eine Antwort haben. «

Ein Appell zur - in jedem Sinne - rechten Zeit, da der kulturvölkische Flick-Konzern seine ehemaligen, dem Zweck »Vernichtung durch Arbeit« leider entgangenen und darum in jüdischer Hast immer gleich, wenn in deutschen Kassen Geld klimpert, sich zu Wort meldenden Zwangsarbeitern zwar keine Entschädigung, aber doch »aus humanitären Gründen« ein Almosen von 5.000 Mark pro Person zugebilligt hat, also etwa das, was man mit Geschäftsfreunden an einem Abend im Puff läßt. Zu einer Zeit auch, da Neofaschisten in Hamburg einen, der sein Reservat verlassen und auf unsere Gesellschaft übergegriffen hat, zu Tode prügeln zu einem Zweck, den der Innensenator Heinrich Lummer lieber auf dem Wege einer humanitären Lösung erreicht hätte, aber doch auch: Türken raus!

Ob es den Ramazan Avci vielleicht nicht den Bruch der Schädelbasis, an dem er starb, aber doch den des Schienbeins, den er auch erlitt, gekostet hat, was selbst dem liberalen, im Zweifelsfall humanitären Redakteur des »Spiegel« einfällt, wenn er über jenen »Beduinensohn« schreibt: »Lachend wie Al Capone, die Füsse tänzelten wie die Extremitäten eines Araberhengstes ... «? Eine Gesellschaft, die Rassismus vor allem als Antisemitismus verstand, glaubte sich von Rassismus frei, als der Antisemitismus aus dem öffentlichen Leben verschwunden schien. In Wahrheit war nicht der Rassismus verschwunden, sondern - dank der Väter - die Juden. Wer ihre Rolle eingenommen hat, steht auf jedem Wirtshaus- und Bahnhofsklo. Wenn sich doch noch mal ein Jude regt, meldet sich ein christlicher Abgeordneter namens Fellner, dessen Bemerkung der Bundeskanzler als »nicht glücklich« und der Parteivorsitzende Strauß, der ja weiß, an welchen Stammtischen seine 60-Prozent-Mehrheiten entstehen, lieber gar nicht benennt.

Um aber meinem lieben Leser den Beifall etwas zu erschweren, soll auch dies noch gefragt sein: Wieviele Käufer hätte wohl ein Buch gefunden, in dem zwanzig türkische Leiharbeiter ihre langjährigen Erfahrungen bei der Fa. Thyssen und anderswo beschrieben hätten? 1.500 Stück? Weniger! Und das Buch, in dem ein echter Deutscher, der nur in Klammern ein (Ali) ist, von weit weniger und weniger bösen Erlebnissen berichtet, wird demnächst zum zweimillionsten Mal verkauft. Vielleicht auch ein bißchen als Ablaßzettel?

Unglücklicherweise fällt es dem Opfer leichter als dem Täter, Rassismus zu erkennen, und noch viel leichter als dem liberalen Leitartikler, den es immer wieder ganz platt aufn Arsch setzt, daß seine Welt, in der die guten und die bösen Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas so schön nach rechts und links sortiert sind, sogleich zusammenbricht, wenn man einen der Bösen ein bißchen »bestrafen« will. (Der frühkoloniale Ton - »Strafaktion«, »Bestrafung« -, der an die Auspeitschung von Negersklaven und Lettow-Vorbecks Kreuzzüge erinnert, fällt hier schon niemandem mehr auf.) Da solidarisieren sich plötzlich, als Frau Thatcher ihre Flotte losschickt, der mexikanische Bourgeois und der nicaraguanische Revolutionär mit dem Faschisten Galtieri, oder die Scheichs von Saudi-Arabien, Kuweit und Bahrein mit ihrem Gegner Gaddafi, dem sie Dollar-Kredite in jeder Höhe als Ersatz für die gesperrten Guthaben in den USA anbieten. Hoch die internationale Solidarität der wahnhaften Regime steinzeitlicher Prägung! Noch haben sie keine kulturnazionalen Elemente von der Güteklasse Himmler, Mengele und Eichmann hervorgebracht, gegen die selbst der Abu Nidal das reine Lamperl ist.

Wahnhaft und steinzeitlich sind jedenfalls Epiteta, mit denen nicht nur fremde Rassen, sondern auch eine einheimische Klasse bedacht wird, vorzüglich dann, wenn sie diesen Status reklamiert und sich zu Horden zusammentut, anstatt, wie die anderen vor den Vereinten Nationen, einzeln vorm Petitionsausschuß des Bundestags zu erscheinen. Wie kann einer, den man bloß um den Arbeitsplatz und sein bißchen Stolz geprellt hat, es wagen, ein Mitglied des regierenden Ausschusses zu knuffen oder am Reden zu hindern! Das ist ja, sagt der Vorsitzende des Ausschusses, »physischer und psychischer Terror« (und man fragt sich doch, wie er das steigern will, wenn jemand einem seiner Amtsbrüder wirklich mal eins aufs Maul haut).

Doch aus wie blindwütig propagandistischer Absicht Kohl und seine Geisterschreiber auch die Frankfurter Gewerkschafter als ein von Gaddafi unterstütztes Kommando erscheinen lassen wollten, ein Zipfel von Wahrheit lag wie in jeder überdrehten Lüge sogar in dieser: daß nämlich Arbeiter sich so als minderwertige Klasse behandelt zu fühlen beginnen wie es Türken, Araber und andere, s minderwertige Rassen, längst tun; und daß bei manchem, bei Gaddafi früher, bei Ernst Breit später, die Erkenntnis dämmert, nur nach Rangfolge verschiedene Opfer eines Systems zu sein, das hochentwickelte Zivilisation der Kulturvölker, aber ebensogut Imperialismus genannt werden kann. In ihm sind die Plätze zugewiesen: oben die Besitzer von Produktionsmitteln, unten die Proleten, ganz unten die Türken aller Rassen, an deren Ausbeutung die Proleten ein bißchen partizipieren dürfen, solange es noch etwas auszubeuten gibt. Daß es weniger wird, ist die Schuld von Leuten wie Gaddafi, dem Terroristen; daß das Fehlende nicht bei ihm gesucht werde, ist die Furcht der Wallmänner.

Noch prügeln im Ruhrgebiet arbeitslose junge Eingeborene und arbeitslose junge Türken auf einander ein. Wenn sie sich nun zusammentäten und ... ? Es ist ein alter Wunsch, ich weiß.

Konkret 02/86, S. 18

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche
Jürgen Gerhard Todenhöfer

Von den obersten Verfassungshütern Zimmermann & Spranger wollte der CDU-Parlamentarier Todenhöfer alles über einen linksextremistischen Einfluß bei den grünen Bundestagsabgeordneten wissen, besonders aber über eine terroristische Vergangenheit des Flick-Untersuchers Otto Schily. Noch Todenhöfers eigenem terroristischem Umfeld hat bisher noch keiner gefragt.

Gerhard Kreuzwendedich Todenhöfer war als SS-Hauptsturmführer Mitglied einer anerkannten Mordorganisation. Er trug den Ehrentitel eines »Alten Kämpfers« - schon 1930 hatte er sich begeistert der NSDAP angeschlossen (Mitgliedsnummer 223.095). Nach seinem Studium arbeitete er zunächst für die NSDAP-Auslandsorganisation und kam dann ins Auswärtige Amt als stellvertretender Referatsleiter Deutschland III (Judenangelegenheiten). Er wirkte dort als Vertrauensmann von Reichsleiter Martin Bormann, der neben Himmler Hauptorganisator der Judenvernichtung war.

Jürgen Gerhard Todenhöfer wurde 1940 geboren. Er kann nichts dazu, daß er einen solchen Onkel hat. Nach dem Krieg wurde Kreuzwendedich als Generaldirektor der C. Baresel Bau-AG in Stuttgart ein Hauptmitwirkender des Wirtschaftswunders. In seinem raffiniert einfach angelegten Tiroler Bergbungalow machte Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger gern Urlaub von den anstrengenden Regierungsgeschäften seiner Großen Koalition. Denn anders als in Bonn - wo Willy Brandt als Vizekanzler im Kabinett saß - waren hier alte NS-Freunde ganz unter sich.

Kurt Georg - Nazi seit '33 - war im selben Auswärtigen Amt, in dem Kreuzwendedich Judenangelegenheiten bearbeitete - für »Allgemeine Propaganda« und Vorzensur von Auslandssendungen zuständig. Im Umfeld dieses trauten Freundeskreises startete Kreuzwendedichs Neffe Jürgen Gerhard seine politische Karriere.

Nicht allein mit fremder Hilfe: Jürgen Gerhard erwarb immerhin am 3. Juli 1969 die Doktor-Würde mit einer Arbeit über die »Deliktische Haftung A Hehlers unter besonderer Berücksichtigung des § 830 BGB«. Der Doktorand war zu dem für manche Parlamentarier erfreulichen Ergebnis gekommen: »Der Inhaber eines Hehlereibetriebs haftet nicht schon dann für die Schadensfolge eines Eigentumdelikts, wenn er dieses durch Reklame für seinen Betrieb provoziert hat.«

Bevor es soweit war, mußte Jürgen Gerhard 1970 in die CDU eintreten und als persönlicher Referent des Kiesinger-Freundes und CDU-Generalsekretärs Bruno Heck in die höheren politischen Künste einweihen lassen. Nach zwei Jahren hatte Jürgen Gerhard ausgelernt und bekam 1972 den Wahlkreis Kaiserslautern zugeteilt. Wenige Monate später war der Jungmann schon entwicklungspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion und sägte 1973 fleißig am Stuhl des Fraktionsvorsitzenden Barzel, um Kohl zu plazieren. Doch für Jürgen Gerhard war Kohl auf die Dauer auch nicht radikal genug. »Im Schlafwagen kommt man nicht an die Macht«, raunzte er ihn 1978 an.

1976 schon hatte der gutgeratene Neffe die höhere Weihe bekommen. Jürgen Gerhard schrieb ein Buch: »Wachstum für alle - Plädoyer für eine Internationale Soziale Marktwirtschaft.« Da widerfuhr ihm die höchste Ehre, daß der Doppelpräsident des Bundesverbandes der deutschen Arbeitgeberverbände und des Bundesverbands der Deutschen Industrie Hanns Martin Schleyer in die Tasten griff und ihn in Springers »Welt am Sonntag« durch eine Jubelrezension (»Die angesprochenen Probleme brennen uns allen auf den Nägeln«) auszeichnete.

Oder - bleiben wir ehrlich und in der Verwandtschaft: Jürgen Gerhards Papa, der Senatspräsident Werner Todenhöfer war Richter in Offenburg. Ebendort sprach Hanns Martins Vater Recht. Allerdings: während Sohn Jürgen Gerhard noch in den Windeln lag, war Sohn Hanns Martin schon lange und voller Energie tätig fürs braune Reich.

Als Leiter des NS-Reichsstudentenwerks in Heidelberg setzte er 1937 seine Unterschrift unter einen Denunziationsbrief gegen den Freiburger Rektor Friedrich Metz. 1938 besorgte er die Gleichschaltung der Innsbrucker Studentenschaft und war dann - «Ich bin alter Nationalsozialist und SS-Führer« - bis 1945 als Leiter des Präsidialbüros im »Zentralverband der Industrie für Böhmen und Mähren« an der Ausplünderung der Tschechoslowakei beteiligt.

Da las es sich arg komisch, als Schleyer drei Jahrzehnte später in der »Welt am Sonntag« schrieb: »Todenhöfer erinnert zu Recht an die unglückseligen Erfahrungen, die Deutschland mit dem Dirigismus und dem anschließend alle Bereiche des Lebens umfassenden totalen Staat in der Diktatur bis 1945 machen mußte.« Konsequenz für die Zukunft- »Da für die marktwirtschaftlich orientierten Länder nunmehr die Grenzen der Konzessionsmöglichkeiten erreicht sind, muß jetzt der Westen international in die Offensive gehen. «

Der Faschismus wurde nämlich, das hatte Jürgen Gerhard sehr gut herausgearbeitet, richtig unangenehm erst durch die Planwirtschaft: »Die besonders ab 1940 immer deutlicher zutage tretende Einschränkung der persönlichen Freiheit, insbesondere im wirtschaftlichen Bereich, war daher weniger eine Folge des Krieges als der zuvor eingeführten

Planwirtschaft.« Und so wurde - ganz konsequent - »mit der Kapitulation 1945 der gesamte Mißerfolg der dirigistischen deutschen Wirtschaftspolitik offenbar« - und sonst nichts. Und wenn die Entwicklungsländer heute eine »internationale Planwirtschaft« anstreben, dann ruft Jürgen Gerhard sie mit den »deutschen Erfahrungen im Dritten Reich« zur Ordnung. Wir brauchen eine »Internationale Soziale Marktwirtschaft« nach Erhards Vorbild. Uns kommt eine »Führungsrolle« zu und nicht etwa der »Verzicht auf den friedlichen 'Export' der Grundprinzipien unseres sozialen marktwirtschaftlichen Modells.« Und dabei dürfen wir uns auch nicht vor dem alten Vorwurf fürchten, daß »am deutschen Wesen die Welt genesen« solle.

Einige Staaten der Dritten Welt sind schon genesen und belegen »die Überlegenheit marktwirtschaftlich ausgerichteter Ordnungen« - er nennt Südkorea, Taiwan, Singapur und das Brasilien von 1976 - alles stramme Diktaturen, Folterstaaten, die ihm beweisen, »daß gerade die breiten Bevölkerungsschichten sehr rational reagieren, wenn der Markt ihnen dazu die Chance gibt.«

Einen Dritten Weg zwischen »Privatinitiative« und »Kollektivismus« kennt er nicht: Als Pinochet in Chile Allende umbringen ließ, plädierte Todenhöfer für sofortige Entwicklungshilfe. Und als die sozialliberale Regierung für ein Flüchtlingslager in Botswana zahlte, wo er Guerillas vermutete, nannte er dies »Beihilfe zum Mord«. Die meisten von den Vereinten Nationen anerkannten »sogenannten Befreiungsbewegungen« sind für ihn »nicht legitim«. Ganz wütend wird er, wenn in Deutsch-Südwest, dem sogenannten Namibia, die Eingeborenen motzen, da würde er am liebsten dazwischenfahren: »Der Zustand, daß derzeit die Swapo faktisch ein Vetorecht besitzt gegenüber den von der Bundesrepublik Deutschland geplanten Maßnahmen zur wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftspolitischen Entwicklung Namibias ist nicht länger akzeptabel.«

Dreinschlagen - das will er drinnen wie draußen. Bei uns in der Republik Terroristen-Hatz: »l. Jagdkommandos, 2. gezielter Todesschuß, 3. Abschaffung der Zwangsernährung von Terroristen.« Diesen Racheruf stieß er aus, nachdem RAF-Leute Hanns Martin Schleyer ermordet hatten. Und seine Jagdkommandos für die Dritte Welt nennt er »Einsatztruppen«.

Er, der den »Vorwurf des Neokolonialismus und Imperialismus, des Mißbrauchs von Machtpositionen und des Rassismus« als ein völlig unbegründetes »Beleidigungsritual« gegen westliche Politiker betrachtet, verlangte immer wieder eine Kanonenbootpolitik zur Sicherung »unserer« Rohstoffquellen in der Dritten Welt. In der »Welt am Sonntag«, klagte er, daß die USA von den übrigen westlichen Ländern im Stich gelassen würden mit ihren Plänen für eine Einsatztruppe zur Besetzung der Ölfelder in der Dritten Welt. Willy Brandt warf er vor, er mache sich als Hauptkritiker einer solchen Einsatztruppe »erneut zum Sprachrohr sowjetischer Propaganda«. Ein halbes Jahr später forderte er eine Südausdehnung der Nato und eine bundesdeutsche Beteiligung an einer US-Einsatztruppe.

Und jetzt will er die Nato in den Weltraum erweitern. Zum neuen Jahr drohte er in der »Welt« mit »schweren Nachteilen für die sicherheitspolitischen Interessen der Bundesrepublik«, wenn nicht »innerhalb kürzester Zeit« ein regierungsamtliches SDI-Rahmenabkommen mit den USA zustandekomme.« Die Forderung entsprang ganz offensichtlich der Pflege der Bonner Landschaft. Denn das US-Rüstungsunternehmen Martin Marietta, so verkündete. Todenhöfer, habe »den dringenden Wunsch, mit deutschen Firmen zusammenzuarbeiten.« Der SDI-Abgeordnete drohend: »Es ist schon jetzt viel zuviel Zeit verlorengegangen durch den langwierigen Meinungsbildungsprozeß innerhalb der FDP. Die letzte Chance, in die zur Zeit laufenden Architekturstudien« - so nennt er die Vorbereitung des Kriegs der Sterne -« unsere europa- und deutschlandspezifischen Interessen einzubringen, besteht, wenn innerhalb allerkürzester Zeit deutsche Firmen eingeschaltet werden. «

Wie immer man auch seine Mitwirkung beim großen SDI-Geschäft beurteilen mag, er selbst hat sich drei Jahre vor Beginn seiner Abgeordneten-Tätigkeit Gedanken über Geschäfte völlig anderer Art gemacht: »Insbesondere« - so heißt es auf Seite 10 seiner Dissertation - »die gewohnheitsmäßige Hehlerei übt in der Regel einen Anreiz auf Berufsverbrecher aus, Vermögensdelikte zu begehren. Volkswirtschaftlich betrachtet würde man formulieren: Die durch das Auftreten eines neuen Hehlerbetriebes steigenden Absatzchancen induzieren eine Erhöhung des Angebots, was natürlich nur durch weitere Straftaten erreicht werden kann.«

Konkret 02/86, S. 21

Günter Amendt

Pausenbrot

über die Entwicklung am Drogenmarkt

Machen wir's kurz, es interessiert sich sowieso kaum noch jemand für die Lage an der Drogenfront. Ein Thema hat dem andern den Rang abgelaufen, die Drogenhysterie wurde von der Aidspanik verdrängt.

Von denen, die in dieser Gesellschaft frühzeitig auf der Strecke bleiben, gehören die Fixer zu den Elendesten. Ihnen kann es gleich sein, welches gesundheitspolitische Problem medienöffentlich gerade *number one* ist. Sie haben es mit beiden zu tun, weil die Nadelinjektion direkt in die Blutbahn nicht nur die Suchtgifte transportiert, ohne die sie es nicht mehr schaffen, über die Nadel gelangt auch das HTLV 3-Virus in den Blutkreislauf. Der Anteil von A.I.D.S.-Opfern aus der Nadelszene steigt sprunghaft.

Auch dem obersten Zürcher Kantonsarzt ist dieser Zusammenhang bekannt. Doch er baut - trotz A.I.D.S und aller Warnungen von Seuchenexperten - auf die totale Vernetzung der Repression gegen Herionabhängige. Die freie Abgabe von Einwegspritzen ist Ärzten und Apothekern in Zürich noch immer untersagt. Solche Maßnahmen sind an Erfolgskriterien allerdings nicht gebunden, sie müssen vielmehr als die sadistische Komponente einer Drogenpolitik verstanden werden, wie sie typisch ist für Zürich.

Dort geht es noch immer hoch her. Der Jubel über die Trendwende, der 1984 nach Veröffentlichung der Todesliste kurz aufkam, verstummte schon wenige Monate später, als Mitte 1985 der Gesamtstand des Vorjahres bereits erreicht war. Um die Jahreswende 1985/86 war man im Kanton Zürich dann wieder bei 50 Toten angelangt. Zürich hatte seine Spitzenposition zurückerobert.

Ein, prozentual gesehen, dramatischer Anstieg von Todesfällen ist in Hamburg zu registrieren, während man bundesweit einen leichten Rückgang des Heroinkonsums mit tödlichem Ausgang erwartet. Die entsprechende Statistik wurde entgegen der üblichen Praxis bisher nicht veröffentlicht. Sie hätte wohl die auf Optimismus getrimmte Regierungsbilanz verunziert.

Wie üblich um die Jahreswende hat sich dagegen das Bundeskriminalamt (BKA) gemeldet. Zweihundert Agenten sollen international ausgesetzt werden, um die Zufahrtswege von Heroin, Kokain und Haschisch auszukundschaften. Den Beamten ist auch aufgetragen, den Kapitalfluß zu verfolgen und Geldwaschanlagen auszuheben. Da werden sie sich zumindest am »Bankenplatz Schweiz« gründlich verheben. Dort wurde 1985 im »Pizza-Connection«Prozeß ausdrücklich festgestellt, daß zwar der Handel mit Drogen illegal und kriminell sei, nicht aber der Akt der Geldwäsche an sich.

Wie der Stab von BKA-Drogenfahndern die Rohstoff- und Kapitalquellen polizeitaktisch und kriminaltechnisch zu erschließen gedenkt, geht aus der Ankündigung des Amtes nicht hervor. Es ist zu vermuten, daß da auf zunächst fremdem Hoheitsgebiet ausprobiert werden soll, was hier innenpolitisch noch umstritten ist: der Einsatz von *undercover-agents.* Das Vorbild agiert von den USA aus. Die Agenten der *drug enforcement administration* (DEA) haben sich als Spezialisten für Souveränitätsverletzungen und Aktionen in juristischen Grauzonen qualifiziert. *Worldwide.* Bemerkenswert ist die Begründung des BKA für seinen Agenteneinsatz, weil sie sich zumindest verbal auf die ökonomische Seite des Problems bezieht und damit die Tendenz weg von der moralisierenden Kampagne hin zur volkswirtschaftlichen Nüchternheit verstärkt.

Auf Beschlagnahmestatistiken gestützt, was den Aussagewert mindert, weil die immer auch Erfolgsmeldungen von Polizei- und Zolldienststellen sind, glaubt der »Internationale Suchtgiftkontrollrat« einen leichten Angebotsrückgang am europäischen Heroinmarkt feststellen zu können. Möglich, daß sich hier, wie schon Ende der 60er Jahre, als das Kapital teilweise vom Marihuana in den Heroinmarkt floß, ein neuerlicher Umstieg des Drogenkapitals ankündigt. Jedenfalls wurde 1985 die *speed*-Strecke europaweit ausgebaut. Kokain dringt weiter vor, wie zu erwarten war, trotz des polizeilichen und militärischen Aufwands, den die USA in manchem Anbauland betreibt.

In Bolivien sind die Löhne im Bergbau auf ein Niveau gesunken, das die *mineros* zwingt, sich dem Anbau von Koka-Pflanzen zuzuwenden. Die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten setzen sich noch immer durch. Kokain ist bekanntlich nur ein luxuriöser Spitzenartikel in der Kette von Leistungsdrogen, die im zurückliegenden Jahr in Europa konsumiert wurden:

· Als absoluter Spitzenreiter und mit einer gigantischen Werbekampagne unter die Leute gebracht, erwies sich 1985 das als Energiepräparat für »aktive Menschen« beworbene Vitamin E. Einer der Hersteller preist seine Produktkombination aus Magnesium und Vitamin E nicht nur als »das Vitalistätsrezept aus der Natur«, er klinkt sich mit seinem Werbekonzept direkt in die Regierungspropaganda ein: »Die Leistungskapsel, mit der es *wieder* aufwärts geht.«

· Zwischen Vitaminpillen und Kokslines hat sich Amphetamin behaupten können - roh oder in Pharmapräparate verpackt.

· Marihuana und Haschisch bleiben unter den sogenannten Jugenddrogen weiter an der Spitze. Spanien, dessen sozialdemokratische Regierung den Haschisch-Konsum legalisiert hat, meldet keine besonderen Vorkommnisse.

· Gesoffen wird weiterhin tüchtig. Neu ist die Einbindung des Alkoholkonsums in jugendspezifische Rituale. In der »Batschkapp« schubsen, jagen und prügeln sich beim Klang irischer Folklore aIkoholisierte *kids* über Bierpfützen, während die Kinder der Krisengewinnler unbehelligt über die »Fressgass« flanieren und ab und zu dezent in einen Champagner-Kübel kotzen. Der volkswirtschaftliche Schaden des Alkoholmißbrauchs wird in der Bundesrepublik auf jährlich siebzehn Milliarden Mark veranschlagt.

· Der Medikamenten-Mißbrauch hat das Ausmaß einer Epedemie erreicht. Die *user,* die Psychopharmaka eben mal als Pausenbrot einwerfen, werden immer jünger, und immer mehr Kinder beginnen ihre Drogenkarriere als »Schnüffler« von Klebstoffen, Chloroform und ähnlichem.

Die höchste Konzentration von Drogenabhängigen jeder Art versammelt sich noch immer in den »Straßen von Manhatten«. Man spricht in New York City von zweihundertfünfzigtausend Drogenabhängigen. Und das sind nur die vom harten Kern. Im Westen nichts Neues.

Good news kommt dagegen aus der Sowjetunion. Erstmals in der Geschichte der Nachkriegszeit packt eine Industrienation *ihr* Drogenproblem von der Produzentenseite her an. Der Produktausstoß soll verringert werden und die Distribution eingeschränkt. Man plant die Umstellung der Alkoholproduktion von *hard-drinks* (Wodka) auf *soft-drinks* (Bier, Wein und Sekt).

Von hier aus ist die Zielsetzung der Kampagne allerdings schwer zu erkennen. Läuft das Ganze auf Prohibition hinaus, oder handelt es sich um eine Mäßigungskampagne? In diesem Zusammenhang wüßte man auch gerne, wie die Ursachen des Alkoholmißbrauchs in der Sowjetunion eingeschätzt werden. Ich werde darauf zurückkommen.

Konkret 02/86, S. 22

Bernhard Schneidewind

Der Wallraff

oder: Dem Einheimischen sind eigentlich die fremdesten Fremden nicht fremd. Der Einheimische kennt zwar den Fremden nicht, kennt aber um ersten Blick, daß es sich um einen Fremden handelt.

In Hamburg haben sie einen erschlagen! Na und?

Der völkische Rassismus tut so, als ginge ihn die Produktion, die Religion gar nichts an. Er behauptet, es gehe nur um die Reinheit. Reine Rasse, reine Nation. Der völkische Rassismus unterscheidet zwischen DER MENSCH und das mensch. Letzteres sind die anderen und keine mehr. »Wir wollen ja aus tiefem Einblick in die Geschichte, in die genetischen Gesetze, von unserem Gewissen gedrängt, angesichts des Schicksals kommender Generationen nur für den Schutz (als rein defensiv) unserer ererbten christlichen-abendländischen Kultur- und Wertvorstellungen vor der Überrollung durch eine Flut aggressiven Asiatentums eintreten. « Das schrieb der emeritierte Historiker Professor Ferdinand Siebert, Mitunterzeichner des »Heidelberger Manifestes vom 17. Juni 1981 «. So etwas kommentiert die »Frankfurter Rundschau« sehr kritisch, und auch wir lehnen es selbstredend ab. Ist doch klar.

In Hamburg haben sie einen Ausländer erschlagen! Na und?

»Die Fähigkeit, durch das Wegdenken von Menschen diese zu Nicht-Menschen zu erklären, kennzeichnet meiner Ansicht nach den Faschismus«, schrieb Reinhard Lettau. Den alltäglichen Faschismus wahrzunehmen, haben wir uns, mit unseren fertigen Analysen in den Köpfen, wieder abgewöhnt. Der Zeichen sind auch zu viele, als daß sie noch besonders auffielen: ob Rockgruppen mit dem SS-Runen-Zeichen Werbung schieben, den Hitler und den andern tanzen lassen, ob Rambo oder Belmondo, ob es die tough guys in leichter Untersicht auf den Prospekten für die Neuheiten der Mode sind oder ob sich nur Menschen schlagen, erschlagen, weil einer des anderen Besitz sein soll: dieser Terror ist allgegenwärtig. Er kommt auch schon seit langem wieder auf die Straße geschlichen, heraus aus den Hauseingängen, wo noch das TÜRKEN RAUS hastig hingekritzelt worden war, heraus aus den öffentlichen Pissoirs, wo sich einer beim Pinkeln noch verrenkt hatte, um gleich noch KANAKEN WEG mit jenen schrägen Druckbuchstaben zu schreiben, die ahnen lassen, daß dem Schreiber der Anstellwinkel der Deutschen Normschrift heilig weil DIN ist. Dann doch lieber die Bastard-Fraktur der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, die noch deutscher ist als DIN. Vor allem für Ausländer.

In Hamburg haben sie einen Türken erschlagen! Na und?

Über solche Täter wissen wir immer schon alles. Wir kennen die Kreise, die Zirkel, die Initiativen, die Personen, die dahinterstehen: Von der »Aktion Ausländerstopp«, dem »Arbeitskreis Europa der Vaterländer«, dem »Arbeitskreis Überfremdung« über die »Bürgerinitiative Ausländerstopp«, die »Hamburger Liste Ausländerstopp«, die »Kieler Liste für Ausländerbegrenzung« bis hin zur »Hessenliste für Ausländerstopp«, der »Bayrischen Liste Ausländerstopp«, der »Aktion Ausländerrückführung«, der »ANS«, der »Neuen Front« und was da mehr ist. Natürlich steht dahinter auch der Innenminister (»Das Ziel unserer Ausländerpolitik kann nicht sein, Deutschland mit Ausländern anzufüllen«), der Bundeskanzler (»Es hat mit Fremdenfeindlichkeit nichts zu tun, wenn wir heute feststellen, daß der ungehemmte Zuzug von Gastarbeitern für die Deutschen wie für die Gastarbeiter katastrophale Folgen hat«), schließlich das internationale Finanzkapital mit seinen Helfern und Helfershelfern - wie dem CIA etwa -, und schlußendlich wird es irgendwie auch gelingen, den größten Kapitalisten und Imperialisten als den letztlich Verantwortlichen und Schuldigen zu benennen. Da sind wir ja wieder einmal fein raus, weil wir durch Erkenntnis und Wissen auf der anderen Seite stehen und allzuhäufig Deduktion für Dialektik halten.

In Hamburg haben sie einen rechten Türken erschlagen! Na und?

Das rechte Lager behauptet: »Die Türken wollen sich in die deutsche Gesellschaft nicht integrieren«. Das sozialdemokratisierte Lager vertraut und drängt unnachsichtig darauf, daß *die Türken* integrierbar und integrationswillig sind. Alle operieren mit *den* Türken als gäbe es nur *die* Türken. Das macht sich einfacher und sie selbst verfügbarer. Doch »ob ein Arbeitsimmigrant aus einem ostanatolischen Dorf stammt oder aus einem westanatolischen, ob er vor der Auswanderung in einer Großstadt gelebt hat oder nicht, oder aber, ob er ethnisch zu einer kurdischen, armenischen, tartarischen, tscherkessischen, jüdischen, griechischen, türkischen usw. Gruppe gehört, macht erheblich Unterschiede, was seine Identität anbelangt« (Cihar Arin). Doch was soll's: Integration muß sein. Wenn sie nicht wollen, dann gibt es eins mit der Ausweisung. Doch schlimmer noch: die Türken sollen nicht nur die besseren Deutschen - also etwa so wie unsereiner - werden; schwieriger noch: Sie müssen werden, was wir schon längst sind. Die besten Türken. Sie müssen also, sich selbst überwindend, durch uns hindurch und wieder raus. Deshalb haben wir sie so zum Fressen gern. Dönergrill & Bratwurstrost, deutsche Türken & türkische Deutsche: Produkte in einer Ideologie und Praxis, die alle Formen der Integration akzeptiert

bis auf die eine, die »dualistische«, die nichts anderes als eine Nicht-Annäherung beider Gruppen darstellt. Das ertrügen wir nicht.

In Hamburg haben sie nicht den letzten rechten Türken erschlagen! Na und?

Der türkische Deutsche findet immer größere Verbreitung. Bald werden es zwei Millionen sein. Allein in deutscher Sprache. Er heißt »Ich (Ali), Ich wie der Vorname, Ali wie der Nachname«. Ich (Ali) war ganz unten für alle ganz in der Mitte. Das ist eine Integrationsfigur wie sie im Buche sozialdemokratischer Wählerinitiativen - frei, aber parteiisch - steht, die immer mindestens zweierlei aus dem bekannten Vielerlei sind: christlich, sozial, echt menschlich, nett und ständig auf der Hatz nach Leitfiguren, die ihre Kriege ausfechten. »Da ich nicht ernst genommen wurde«, gesteht der gute Kern von Ich (Ali) über seine Vermummungszeit, »da ich wie ein Kind, wie ein Narr behandelt wurde, konnte ich mir jede Frage erlauben. « Das sagt er so dahin, dieser ideale Türke aus dem Holze eines anständigen und verständigen Deutschen, der unter die Türken gegangen ist.

Nichts verrät er uns anderen aber, die wir ihm dankbar zu sein haben ob seiner Bereitschaft, den Türken im Deutschen vorzuführen, über seine Identität. Hat auch er *das* Messer in der Tasche gehabt? Wie hat er denn geliebt? Mit stechendem Blick? Mit Toupet oder ohne? Als Deutscher oder als Türke? Hat er gelitten? War er gewalttätig? War er der Fremde oder der Freund, die Freundin? Ich (Ali) drückt sich. Ali K. dagegen sprach in der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1978 eine 18jährige auf dem Hermannplatz in Berlin-Neukölln an. Sie folgte ihm, weil sie sich bedroht fühlte. Bei ihm daheim half er ihr, den BH und den Schlüpfer auszuziehen. Sie rauchten. Dann wollte Ali K. mit ihr schlafen. Sie sträubte sich. Er vergewaltigte sie. Sie saß dabei auf ihm. In der Gerichtsverhandlung - 13 weitere Türken vergewaltigten in dieser Nacht die junge Frau - fragte der Richter: »Hat er Ihnen dabei wehgetan? Sie geschlagen?« Sie verneinte. Die Frau, das Opfer, ließ alles mit sich machen aus Angst, die nicht grundlos war und ist. Sie hatte Angst. Angst vor *den* Türken, vor der Gewalttätigkeit *der* Türken, vor dem Messer, das *die* Türken immer so schnell bei der Hand haben. Sie projizierte ihre Urteile über die Türken auf den Türken, der kein Messer hatte, nicht gewalttätig wurde, der sich eine Frau nahm und weitergab, die er für eine Prostituierte hielt, weil sie des nachts allein, ohne den Schutz eines Mannes, auf der Straße war und ihre Ehre, die sie nach den Vorstellungen des Türken Ali K. zu verteidigen gehabt hätte, nicht mit jenem Nachdruck verteidigte, den eine ehrenhafte Frau an den Tag legt*. Das war, so sagt man, eine Tat aus Vorurteilen, basierend auf Vorurteilen, die allerdings alles andere denn vorläufige Urteile sind. Der Euphemismus verdankt sich der Scheu, das Furchtbare als das zu benennen, was es ist: Rassismus, dieser auf sozial benachteiligte, schwächere Gruppen gerichtete Haß, diese organisierte Verfolgung, diese entfesselte Mordlust. Auf die Frage, woran es denn fehle beim Kampf gegen den neuen Rassismus, antwortet der Mann, der Ich (Ali) war: »An echten menschlichen Aktivitäten. « Die Opfer werden es zu würdigen wissen.

Sie haben ihn erschlagen und wir wußten schon, daß es so kommen mußte! Na und?

Einerseits der Jubel, die Begeisterung, die Zustimmung, die Erleichterung schließlich, daß es einer von uns war, der da als Türke den Türken beistand in einer Situation, für die wir nichts können: »Ich (Ali), Ich wie der Vorname, Ali wie der Nachname.« Die Klammer für die Gewissensbisse.

Andererseits die Häme, der Spott, daß er es nicht geschafft hatte, sich nach Schlechterem umsehen mußte, schließlich bei Galatasary in Istanbul landete, um die etwas zu lehren, was britisch aus Tradition und deutsch kraft Leistung ist: Fußball. Silberlocke bei den Kanaken. Das sagt man nicht. Derwall. Auch einer, der unter die Türken gegangen ist. Da gehört er auch hin. Das sagt man nicht. Zur Strafe. Wallraff geißelte sich, weil wir so schlecht über Derwall denken. Heimlich. Ganz für uns. Der wallraff. Das sind schon wir.

---

*Der Fall ist ausführlich dokumentiert in dem Band »Die Gewalt der Ehre« von Werner Schiffauer (Suhrkamp Taschenbuch 894, 746 Seiten, 8 DM)

Konkret 02/86, S. 24

Andreas Juhnke

Wieder ein Türke erschlagen für Deutschland

Skinheads haben in Hamburg auf offener Straße einen Türken erschlagen. Der Öffentlichkeit und den Politikern paßte das gar nicht in die weihnachtliche Stimmung. Der Tote ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein

»Bist Du Türkin? « fragte am 24. Juli 1982 ein bis heute unbekannter » Mann in Hamburgs südwestlichem Trabanten-Stadtteil Kirchdorf-Süd die 17jährige Nuran. »Ja«, sagte das Mädchen. Der Mann stieß ihr ein Messer in die Brust, Nuran überlebte schwerverletzt.

»Bist Du Ausländerin?« wollten am 22. Februar 1985 zwei kahlköpfige Männer in Hamburg St. Georg von der 23jährigen Shirin wissen. Sie bejahte die Frage. Die beiden Skinheads schlugen daraufhin mit vollgepackten Schultaschen auf sie ein. Die Frau rief um Hilfe, niemand auf dem um die Mittagszeit belebten Hansaplatz hielt die beiden zurück. Sie entkamen unerkannt.

Nicht soviel Glück hatte am 24. Juli 1985 ein Trio, das sich bis zum frühen Morgen mit Mehmet Kaymakci in einer Hamburger Kneipe gestritten hatte. Kaum hatte das Lokal geschlossen, schreckte ein Anwohner durch Lärm aus dem Schlaf und verständigte die Polizei. Eine Streife traf zwei Skinheads und einen weiteren Deutschen in der Nähe, stellte ihre Personalien fest und ließ die drei wieder laufen. Am Vormittag wurde der 29jährige Mehmet Kayakci tot in einem Gebüsch entdeckt. Sein Schädel war mit einer zentnerschweren Gehwegplatte eingeschlagen worden. Die drei, so gestanden sie nach ihrer Festnahme, hatten ihn auf dem Nachhauseweg verfolgt, überfallen und ermordet. »Wir wollten den Türken fertigmachen,« erklärte einer der Skinheads das Motiv. »Keine politischen Hintergründe,« kommentierte die Polizei.

Ramazan Avci, sein jüngerer Bruder Veli und ein Freund hatten am Samstag, 21. Dezember 1985, gerade ein Auto in die Werkstatt gebracht und warteten in Hamburg an der Landwehr auf den Bus. 30 Skinheads standen vor der »Gaststätte Landwehr« und pöbelten die drei mit »Türken raus«-Sprüchen an. »Kommt her, aber einzeln,« riefen die Türken zurück. Die Skinheads umringten die drei, aus der Rempelei konnten sie sich durch Versprühen von Tränengas befreien. Sie liefen in Richtung der nächsten Bushaltestelle davon. Fünf Skinheads sprangen in einen Wagen und fuhren hinterher. Während Veli Avci und der Freund in einen Bus der Linie 106 springen konnten, lief Ramazan Avci in seiner Panik auf die belebte Straße, wurde von einem Golf erfaßt und durch die Luft geschleudert. Die Skins schlugen noch die Scheibe des Busses ein und sprühten Tränengas ins Innere. Die Fahrgäste warfen sich auf den Boden, der Fahrer alarmierte die Polizei. Dann stürzten sich die Angreifer auf den am Boden liegen den Ramazan, schlugen mit Axtstielen, Gymnastikkeulen und Gummiknüppeln auf ihn ein und machten sich dann da von. Ramazan Avci erwachte nie mehr aus dem Koma. Drei Tage später, kurz nach Mitternacht des Weihnachtstages, starb er im Krankenhaus St. Georg. Eindeutig konnten die Ärzte die tödlichen Verletzungen auf die Schläge zurückführen.

In der Hafenstadt, deren Bürger Weltoffenheit und Toleranz zu ihren Tugenden zählen, nahm man für einen Moment zur Kenntnis, daß man seit Jahrzehnten in aller Ruhe und hanseatischer Gelassenheit daneben gestanden hatte, wie zehntausende von Menschen mit beschränkten Rechten und beinah unbeschränkter Verachtung leben mußten. Allein bei jeder U-Bahn-Fahrt war den krakeligen Inschriften zu entnehmen, daß Türken raus, ins KZ, ins Gas gehörten, doch der Haß schien so fern, wie der Rassismus in Südafrika.

»Mit tiefer Bestürzung« registrierte Bürgermeister Klaus Dohnanyi noch am Weihnachtstag diesen »tragischen Tod«, hatte sich sieben Tage später aber soweit beruhigt, daß er nicht dabei zu sein brauchte, als der mit einer türkischen Fahne bedeckte Sarg mit der Leiche des 26jährigen von einem Trauerzug zum Frachtschalter des Flughafens gebracht wurde, wo sie mit Koffern und Maschinenteilen zur Überführung an den anatolischen Heimatort eingeliefert werden mußte. Das offizielle Hamburg saß zu dieser Zeit in der Handwerkskammer, um sich bei der traditionellen »Versammlung eines ehrbaren Kaufmanns« die Altjahres-Schelte und Neujahrs-Wünsche des Kammer-Präsidenten Karl-Heinz Illies anzuhören.

Ebenfalls noch in den Weihnachtstagen erklärte der Innensenator der Stadt, Rolf Lange, dem türkischen Generalkonsul, »daß dieser schreckliche Vorfall bisher kein Beispiel hat und hoffentlich ein Einzelfall bleibt« - vermutlich ohne bewußte böse Absicht bei dieser Verhöhnung der genannten und ungenannten Opfer der täglichen Schikanen und nicht ganz so alltäglichen, handgreiflichen Ausbrüche der weitverbreiteten vor sich hinköchelnden Ausländerfeindlichkeit.

Die fünf kurz nach dem tödlichen Überfall in der Nähe festgenommenen Täter waren am nächsten Vormittag wieder frei. Ralph L. (21) und Uwe P. (17-) führte die Polizei zwar noch dem Haftrichter vor, als der ihnen aber ein Teilgeständnis gegen die Freilassung abhandeln konnte, legten sie es ab und wurden, mit einem außer Vollzug gesetzten Haftbefehl, entlassen. Ihre Aussagen führten zu einem Haftbefehl gegen Rene W.. Auch der wurde aber erst vollstreckt, als sich am 23. Dezember abzeichnete, daß Ramazan Avci nicht überleben würde. Dann erließ der Richter auch Haftbefehl gegen Volker K. Zwei wurden von der Polizei festgesetzt und in das Untersuchungsgefängnis gebracht, einer stellte sich freiwillig. Auch

Ralph L. kam schließlich von sich aus zum Präsidium, nachdem seine Fotos mit Fahndungsaufruf in den Zeitungen erschienen waren. Erst drei Wochen später - die Haftbefehle waren mittlerweile auf Mord aus niedrigen Beweggründen verändert worden - kam auch der Fahrer des Skinhead-Wagens, Norbert B. (23), in Haft.

Die Verteidigungslinie der fünf geht in Richtung vermeintlicher Notwehr. Am Tag zuvor, so erzählten sie den vernehmenden Beamten der Dienststelle für jugendliche Gewalttäter, dem sogenannten Rockerdezernat, und der Mordkommission, wären sie von fünf Leuten in ihrer Kneipe angegriffen worden. Deshalb hätten sie sich am 21. Dezember bewaffnet und die drei Türken für Angreifer gehalten.

Tatsächlich hatte es am Tag zuvor eine Schlägerei mit fünf Deutschen gegeben. Erst vor, dann in der »Gaststätte Landwehr«. Zwei der fünf mußten danach ins Krankenhaus, alle verweigerten bisher gegenüber der Polizei die Aussage zu den Hintergründen der Schlägerei. Dem »Landwehr«-Wirt war es jedenfalls eine Standpauke wert. Wenn sie nochmal sein Mobiliar gefährden würden, drohte er seinen Kahlköpfen am frühen Abend des 21. Dezember, würde er sie nicht mehr bedienen.

Polizei und Politiker diskutierten in der Folge, ob die Skinheads Neonazis oder schlichte Schläger seien. Hartmut Perschau, CDU-Spitzenkandidat für die kommende Bürgerschaftswahl und Major a.D., machte die Sache für seine Partei klar. »Diese Gruppen tragen meistens keine politisch-ideologischen Zielbilder in sich« und ihre Aggressionen fänden »eher zufällige Opfer«. Mit Seitenblick auf den in seinen Augen zu laschen Umgang mit den ehemaligen Hausbesetzern aus der Hafenstraße warf er der regierenden SPD vor, es gäbe in der Stadt »ständige Mißverständnisse der Liberalität im Umgang mit jugendlichen Gewalttätern«.

Die SPD zeigte sich uneins. Während die Bürgerschaftsfraktion den Tagesordnungspunkt »neofaschistische Skinheads« in der Aktuellen Stunde der folgenden Parlamentssitzung diskutieren ließ, wiegelte der Macher der Hamburger Innenpolitik, Staatsrat Peter Rabels, ab. Man solle den Skins nicht die »Ehre« eines politischen Hintergrunds zukommen lassen, sie seien »Schläger und Radaubrüder«. Innensenator Lange meinte, »sie sind allgemein rechtsradikal, einige sind allerdings auch Neonazis«.

Polizeipräsident Dieter Heering, der vor zwei Jahren aus dem DGB an die Spitze der hinter West-Berlin zweitgrößten Polizei der BRD gestellt worden war, versicherte, »politische Motivationen bzw. Zielsetzungen sind bei diesen Jugendlichen erkennbar nicht vorhanden«, ja es sei sogar »unzulässig, alle Jugendlichen, die als Skinheads gelten, undifferenziert mit Neonazis gleichzusetzen«. Auf die Frage, warum seine Abteilung nicht bei der Aufklärung dieses Mordes eingesetzt würde, sagte der Chef des Staatsschutz-Dezernats, Szameitat, »einen Skinhead, der beim Ladendiebstahl erwischt wird, verfolgen wir ja auch nicht«.

So kann man Einzelfall für Einzelfall abheften, ohne systematische Überlegungen zu produzieren und wähnt sich sicher vor der Frage, ob es sein könnte, daß es einen Zusammenhang gibt, zwischen den Klagen über die Asylantenflut, den hochbefriedigt verkündeten Abschiebe-Zahlen und der handgreiflich-brutalen Umsetzung des Deutschland - den - Deutschen-Slogans, den sich die jungen Kahlköpfe gewählt haben? Dabei klingt ihr Ärmelaufnäher-Spruch, »Ich bin stolz ein Deutscher zu sein! « nur in der Betonung anders, als das »Wir Deutschen können wieder stolz auf uns sein!« Helmut Kohls.

Außer den Politikern und Polizisten gelingt es nur noch den Skinheads selber, erhebliche Unterschiede zwischen ihrer Ausländerfeindlichkeit und dem Faschismus zu entdecken. »Dieses Magazin dient *nicht* der Aufhetzung zum Rassenhaß oder jeglicher anderer Volksverhetzung!« steht im Bremer Zirkulat »Der Skinhead« auf der letzten Seite. Im Innenteil wird der Leser mit dem neuesten Schlachtbericht gegen die »Pakis« und einem Bilderrätsel unterhalten: Ein Gorilla ist neben einem Schwarzen abgebildet. »Frage: Welchen Unterschied haben die beiden Gesichter? Antwort: Der Gorilla sieht besser aus.« Weiter hinten wird »Wehrt Euch, Deutsche« gefordert, eine Karte des Deutschen Reichs markiert die Ziele der Wehrbereitschaft.

Die Bergedorfer Skinhead-Szene, aus der die fünf Mörder Ramazan Avcis stammen, erfreut sich intensiver Betreuung der keineswegs versprengten Kühnen-Anhänger. Nach dem Verbot der »Aktionsfront Nationaler Sozialisten« (ANS) heißt die »Innere Front« heute »Neue Front« und nennt als »Kameradschaftsführer Hamburg« und »Sektionsleiter Nord« für die Vorbereitung des 100. Hitler-Geburtstages Thomas Wulff. Er ist der ältere Bruder René W.'s, der wegen der Avci-Ermordung in Haft ist. Als »Hamburger Abendblatt« und »Hamburger Morgenpost« den bereits früher wegen der Schmiererei von Nazi-Parolen festgenommenen Andreas W. (18) als einen der Skinheads interviewen, der zu der Gruppe der 30 gehörte, die vor der »Gaststätte Landwehr« die drei Türken zuerst anmachte, erschien er in Begleitung zweier Männer. Einer ist Thomas Wulff, der andere Christian Worch, Kühnens »Schriftleiter« und derzeit Nummer drei in der Organisation, weil der Chef seine Frankfurter Haftstrafe absitzen muß.

War Kühnen in Hamburg, lebte er in Bergedorf. Die Hansestadt verschloß sich ihm nicht. Obwohl unter Auflagen aus der Haft in Celle entlassen, durfte er von hier aus ungehindert seine Fäden knüpfen. Als man sich nach tatenlosem Zusehen schließlich dazu durchrang, ihm den Paß zu entziehen, war er wenige Tage zuvor bereits über die Schweiz nach Frankreich abgereist.

Versuche, die Skinheads in die neonazistischen Strukturen einzubauen, werden auch von den Hamburger Sicherheitsbehörden nicht geleugnet. Sie seien jedoch fehlgeschlagen. Tatsächlich ließen sich die trink- und rauflustigen Kerle mit den Springer-Stiefeln, den Bomberjacken und der stets gutgemähten Platte organisatorisch nicht einbinden und disziplinieren. Mit seltenen Ausnahmen finden sie jedoch die Hetze etwa der von der ANS gezielt unterwanderten »Freiheitlichen Arbeiter Partei« (FAP) »voll geil« und organisieren sich auch ohne Parteibuch.

Viermal haben sie allein nach dem Tod Ramazan Avcis wieder zugeschlagen. In der Sylvester-Nacht, der Sarg mit dem Leichnam war noch nicht ausgeflogen, griff erst eine größere Gruppe einen Türken an, später schlugen drei Skinheads einen Farbigen mit einer Flasche nieder. Dabei festgenommen wurde auch Carsten Wacker, der als einer der Führer im Hamburger »Glatzen«-lager gilt. Er saß mit Mitgliedern des HSV-Fan-Clubs »Die Löwen« auf der Anklagebank, als 1983 der Totschlag an Adrian Maleika verhandelt wurde. Der Bremer Fußball-Fan Maleika war 1982 vor dem Volksparkstadion getötet worden, als sich die traditionell verfeindeten Fan-Gruppen eine Steinschlacht lieferten. Carsten Wacker wurde freigesprochen.

Die Skinheads sind bei solchen Gelegenheiten ebenso mit von der Partie, wie bei dem schon regelmäßig im Anschluß an Heimspiele stattfindenden Zug zu den Hafenstraßen-Häusern. Wacker ließ sich im vergangenen Jahr sturzbetrunken und quer über dem Tisch liegend vom »Stern« bei der Siegesfeier der Skinheads nach dem Massaker im Brüsseler Heysel-Stadion fotografieren, das sich die Skins als ureigenen Erfolg an die Brust heften.

Auch in Bergedorf wurde er gesehen, als Wochenende für Wochenende Jugendhäuser gestürmt und die ausländischen Besucher terrorisiert wurden. Die »Bomber«, eine deutsch-türkische Jugendgang, ließen sich das nicht bieten. Mit Verstärkung aus anderen Stadtteilen zogen sie gegen die Skins zu Felde. Mit dem Erfolg, daß sie häufig von der dazwischenhauenden Polizei zur Wache mitgenommen und vor Gericht gebracht wurden.

Die Politiker des eher kleinstädtischen östlichen Hamburger Bezirks beunruhigten die Schlägereien der beiden Gruppen: allein 1985 gab es insgesamt 73 derartige Zwischenfälle. Der Jugendwohlfahrtausschuß ließ im Februar 1985 zwei Beamte der Polizei kommen, die ihnen Bericht über die Skinheads erstatten sollten. Der Schriftführer notierte anschließend: »Eine zunehmende Radikalisierung, wie von einigen Ausschußmitgliedern vermutet, könne bisher von der Polizei nicht beobachtet werden. Eine politische Richtung werde von diesen Jugendlichen nicht vertreten; ihre vermeintlichen politischen Aktivitäten erschöpften sich in Parolen.«

Sieben Monate später, die Auseinandersetzungen hatten sich in das »Jugend- und Bürgerhaus« verlagert, wo der Lohbrügger Bürgerverein auch mit Hausverboten nicht gegen die Skinheads ankam, seine Mitglieder aber häufiger niedergeschlagen wurden, wenn sie das Verbot durchsetzen wollten, tagte der Ausschuß wieder. Erneut trug ein Polizeibeamter vor, was ihm die Skinheads aufgetragen hatten. Sie wünschten »einen ständigen Treffpunkt (mit Münzfernsprecher)«, »für Ordnung wolle man selber sorgen« und »Kontakte mit Türken seien unerwünscht«.

Aus dem Begehren wurde nichts, weil man um die Ruhe fürchtete. Das erste faschistische Jugendzentrum der Republik wurde nicht deshalb verweigert, weil man etwas gegen die Skinheads hatte, sondern weil es »zum Zielpunkt von Auseinandersetzungen linker und rechter Gruppen« hätte werden können.

Doch es bahnt sich etwas an! Kurz nach Avcis Tod wurden zwei Skins von drei Türken mit dem Ruf »Rache für Ramazan« verprügelt. Die häufig mit zahlreichen ausländischen Mitgliedern durchsetzten Jugendgangs der Stadt hätten auf der Trauer-Demonstration beinah einen Mann aus seiner Wohnung geholt, der laut »Ruhe!« aus seinem Fenster brüllte, als der Zug an die Stelle kam, an der drei Wochen zuvor Avci totgeschlagen worden war. Nur mit Mühe konnten die türkischen Ordner die Jugendlichen davon abhalten, das Haus zu stürmen. Die Bergedorfer »Bomber«, die sich nach anderthalbjähriger Observierung durch die Polizei fast aufgelöst hatten, haben sich nun reorganisiert. »Jetzt brauchen wir die Gruppe doch erst recht«, begründeten sie ihren Schritt, der für sie gefährlich werden könnte, weil einige von ihnen mit Ausweisung bedroht sind, wenn sie nochmal bei Schlägereien mit den Skinheads erwischt werden. Ihr Ziel: »Nazi-freie Zone Bergedorf«.

Konkret 02/86, S. 28

Mehrangis Montazami-Dabui

Mein Kind immer krank

Protokoll eines Dokumatarfilmes über eine bundesdeutsche Wirklichkeit, in der nicht alle Türken Ali heißen und Wallraff sind

1. Innen - Behandlungszimmer Krankenhaus (Klinikum Charlottenburg). Ein türkischer Junge wird im Beisein seiner Mutter vom Arzt untersucht. Der Junge muß tief atmen, der Arzt hört ihn ab. Es scheint alles in Ordnung, aber dann röchelt der Junge beim tiefen Ausatmen.

2. Innen - Dr. Rainer Schmidt, Kinderarzt, Klinikum Charlottenburg (Asthmapoliklinik) - Arztzimmer

Arzt: Wir betreuen hier in unserer Klinik sowohl deutsche als auch ausländische Kinder, die an einem Asthma-bronchiale-Syndrom erkrankt sind. Immer wieder werden Kinder, gerade auch ausländische Kinder in diese Klinik geschickt, weil sie an wiederholt auftretender chronischer Bronchitis leiden. Und wir haben in vielen Fällen dann ein Asthma-bronchiale-Syndrom diagnostizieren können. Dabei ist uns aufgefallen, daß die ausländischen Kinder immer häufiger und auch schwerwiegender Bronchialasthma erkranken, und da wäre im Vordergrund das allergische Asthma zu nennen. Wir können feststellen, daß die ausländischen Kinder gehäuft eine Schimmelpilz bzw. eine Hausstaub- und Hausstaubmilbenallergie entwickeln. Und das hängt wohl damit zusammen, daß die sozialen und auch die Wohnverhältnisse sehr viel schlechter sind, als dies beispielsweise bei den deutschen Kindern der Fall ist. Das heißt, diese Kinder sind in zunehmendem Maße ausgesetzt den Schimmelpilzen und Hausstaubmilben, die gerade in feuchten Wohnungen besonders gut gedeihen und sich rasch vermehren.

3. Ein türkischer Junge mit einer Inhalierungsmaske vorm Gesicht. Im Hintergrund eine Krankenschwester.

Arzt: *Diese Kinder* können sich dann sensibilisieren und dann ein Asthma Bronchiale mit entsprechenden Atemproblemen entwickeln. Wir sehen uns als Ärzte dann in der Situation, daß wir zwar medikamentös die Kinder behandeln können, ihre Probleme lindern, aber wir können die Ursachen nicht beseitigen.

Selbst wenn wir, was wir versucht haben, die Kinder zu einem vorübergehenden Kuraufenthalt schicken, so läßt sich die Situation nicht ändern. Sie werden wieder zurückkehren in ihr soziales Gefüge, wir können die Situation doch nicht ändern, und auch die Versuche unsererseits, mit Verwaltungen oder Sozialämtern Kontakte aufzunehmen, sind bisher in der Regel unbefriedigend verlaufen. Wir haben in einem speziellen Fall konkret die Antwort bekommen, daß erst dann man sich um neuen Wohnraum bemühen würde, wenn die Kinder halt gesund wären und auch entlassen werden könnten.

4. Außen: Ein türkisches Mädchen schaut aus dem Fenster auf den Hinterhof eines alten Berliner Mietshauses. Auf dem Hof sieht man riesige Wasserpfützen. Glockengeläut ist zu hören. Vor einem andren Fenster sieht man eine Windel und eine Kinderhose auf der Leine.

5. Innen - Küche einer türkischen Familie. Langsamer Schwenk von der teils verfallenen Decke zu zwei kleinen Kindern, die von ihrer Mutter in einer Plastikwanne gebadet werden.

6. Innen - Hausflur, Schwenk von einer verfallenen Außentoilette zu zwei auf der Treppe spielenden Kindern.

7. Außen - Veranda eines Kinderkrankenhauses (Heckeshorn), TB-kranke Kinder in ihren Betten. Dr. **Klaus Magdorf, Chefarzt der Kinderabteilung** Im **Krankenhaus Heckeshorn (Lungenklinik). Wir befinden** uns hier in einer Kinderabteilung, die sich vorwiegend mit der Behandlung von Lungenerkrankungen im Kindesalter befaßt. Wir behandeln ausschließlich die schweren Tuberkulosefälle stationär, die leichteren Tuberkulosefälle werden heute aufgrund der guten Behandlungsmöglichkeiten ambulant behandelt.

Klinisch betreuen wir pro Jahr etwa 60 bis 70 tuberkulosekranke Kinder. Es handelt sich dabei zu etwa 90% um Ausländerkinder. Es ist heute nicht mehr so, daß wir es mit einer importierten Tuberkulose zu tun haben, sondern die erwähnten Kinder infizieren sich hier in Berlin.

Man sieht drei kleine Mädchen mit einer Krankenschwester.

Es ist sicher leicht verständlich, daß - insbesondere bei unseren ausländischen Mitbürgern - die Tuberkulose deshalb häufiger vorkommt, weil einfach die Wohnverhältnisse wesentlich schlechter sind im Vergleich zu den deutschen. Wenn wir daran denken, daß ein Großteil der Wohnungen lediglich mit Außentoilette versehen ist, ohne Dusche und Bad, so wird es leicht verständlich, daß eine Infektion viel leichter möglich ist, als wenn bessere Wohn- und Hygieneverhältnisse vorhanden sind.

Großaufnahme eines kranken Mädchens im Gitterbett; langsames Aufziehen, im Hintergrund ein Wald.

Arzt: Wir müssen wissen, die Tuberkulose ist eine reine Infektionskrankheit. Wir behandeln heute eine Kindertuberkulose medikamentös ein Jahr lang. Wir geben uns Mühe oder versuchen die Zeit zu nutzen, durch flankierende Maßnahmen den

Eltern zu helfen, zu besseren Wohnverhältnissen zu kommen. Leider glückt uns das nicht immer. Wir wollen jedenfalls von unserer Seite vermeiden, daß die Kinder wieder in die gleichen Verhältnisse zurückkommen, aus denen sie mit ihrer Erkrankung gekommen sind.

8. Spielende türkische Kinder im Rinnstein einer verkehrsreichen Straße und vor einer verfallenen Mauer.

Kommentar: Über eine Million ausländischer Kinder leben in der Bundesrepublik Deutschland und in Westberlin. Die meisten von ihnen wurden hier geboren. Die Bedingungen, unter denen viele dieser Kinder aufwachsen, führen dazu, daß sie nicht nur von Asthma, Bronchitis und Tuberkulose, sondern auch von anderen Krankheiten bedroht sind.

9. Innen - Rudolf-Virchow-Krankenhaus, Kinderklinik. Kinder im Flur, ein weinender Junge auf einer Wickelkommode, der sich ständig kratzt, groß das Gesicht eines ca. 6-jährigen kranken Jungen.

Prof. Dr. **Burgherd Stück, Chefarzt der Kinderklinik:** Kinder ausländischer Eltern sind leider öfter krank, liegen leider öfter und länger in den Kliniken. Warum ist das so? Nun, einmal haben wir die Gruppe der Säuglinge, bei denen es sich vorwiegend um Durchfälle handelt. Durchfälle werden hervorgerufen durch Bakterien und Viren, sind also Erkrankungen, die durch Ansteckung auftreten. Und gerade bei den Säuglingen ist dieses enge Zusammenleben der Gastarbeiterfamilien, daß z. B. vier, fünf oder sechs Personen in zwei Räumen leben, zusammen in einem Bett schlafen, häufig die Ursache dafür, daß Erreger von dem einen auf den anderen übertragen werden.

Eine Krankenschwester behandelt einen Säugling im Brutkasten. Eine türkische Mutter hält ihr frühgeborenes Baby im Arm. Kranke und weinende Kinder in Gitterbetten. Eine andere türkische Mutter mit ihrem Kind auf dem Schoß. Zwei Geschwister in einem Bett mit ihrem Vater. Ein laut weinender Junge im Bett, der nach seiner Mutter ruft.

Arzt: Auch die Sterblichkeit der Neugeborenen ist bei ausländischen Kindern fast doppelt so hoch wie bei deutschen Kindern. Das hat mehrere Ursachen: Einmal nehmen leider unsere türkischen Mütter Vorsorgeuntersuchungen seltener wahr. Oft kommen sie erst zur Geburt in die Klinik. Die zweite Ursache liegt darin, daß die türkischen Mütter sehr stark belastet sind durch den Beruf, aber auch in der Familie. Die ganze Last der Arbeit in der Familie liegt in der Regel auf den Schultern der Mütter, und dadurch kommt es oft zu Frühgeburten. Und ein Kind, das untergewichtig geboren wird, hat einfach ein erhöhtes Risiko, daß es unter Umständen Atemstörungen hat und es nicht schafft.

Die zweite Gruppe: Hierbei handelt es sich vorwiegend um ältere Kinder mit Infektionen der Luftwege. So haben wir es nicht selten, daß gerade in Kinderkliniken immer wieder Kinder ausländischer Eltern eingewiesen werden mit einer Lungenentzündung oder einer schweren Bronchitis, so schwer, daß sie eben nicht mehr ambulant behandelt werden kann. Sicher ist es, daß ein Teil der Kinder in die Klinik direkt gebracht wird. Kinder fiebern dann schon hoch, und wenn dann der Ambulanzarzt hört, daß fünf, sechs Kinder in dieser Familie leben, in zwei Räumen oder drei Räumen, dann bleibt uns manchmal gar nichts anderes übrig, als diese Kinder aufzunehmen.

Dazu kommt noch, daß Mütter sie nicht vorzeitig aus der Klinik herausnehmen können, um sie ambulant zu behandeln, sie zuhause zu behandeln, weil sie heute aus Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, nicht einmal wagen, die ihnen zustehenden sechs arbeitsfreien Tage zu nehmen. Dieser häufige Krankenhausaufenthalt ist für uns Ärzte, aber auch für alle sehr bedrückend, denn für die Kinder bedeutet das immer einen psychischen Schock, besonders wenn sie noch sehr jung sind. Es fehlen uns einfach Kommunikationsmöglichkeiten. Und unsere Schwestern haben leider oft auch nicht das richtige Verständnis für die Mentalität dieser Gastarbeitereltern.

Das Beispiel der ausländischen Kinder zeigt uns, daß heute Kinder, die in die Klinik aufgenommen werden müssen, in der Regel schwer krank sind. Das heißt, daß sie intensiv gepflegt werden müssen. Das wird leider von Verwaltungsseite her oft nicht voll akzeptiert. Wir brauchen für unsere Kinder nicht nur Ärzte und Schwestern, wir brauchen auch für unsere Gastarbeiterkinder Dolmetscher.

Ein Vater am Bett seines kranken Sohnes. Eine Mutter sitzt bei ihrem Sohn am Bett.

Prof. Stück: So passiert es uns z. B. hier in der Klinik, daß wir oft Gespräche führen mit den Eltern mit Hilfe einer türkischen Putzfrau. Das ist etwas, was wirklich nicht ärztlich zu vertreten ist, sondern gerade für solche wichtigen ärztlichen Gespräche muß jederzeit ein Dolmetscher vorhanden sein.

10. Eine türkische Mutter mit ihrem kleinen Sohn auf dem Arm berichtet über ihre Situation. Sie steht vor dem Krankenbett ihres Sohnes.

Mutter: Mein Kind ist ein-einhalb Jahre und immer krank. Eine Woche geht es ihm gut, dann wird es wieder krank. Das ist nicht gut, wenn es sooft ins Krankenhaus muß. Selber bin ich auch krank. Ich bin allein, habe keine Arbeit und kein Geld. Ich kriege nur Arbeitslosenhilfe. Die Ausländerpolizei hat mir meinen Paß weggenommen. Ohne Paß kann ich nicht arbeiten. Wenn ich wieder gesund bin, sagen die, ich soll in die Türkei zurück. Aber was soll ich in der Türkei machen? Ich habe keine Wohnung und kein Geld. Was soll ich essen? Die Ausländerpolizei sagt: Das interessiert uns nicht, geh zurück und schlaf auf der Straße.

11. Innen - Krankenhaus. Ein mit technischen Geräten überladener Raum. Langsamer Schwenk von einem EEG-Gerät zu einem kleinen Jungen, der an ein künstliches Atmungsgerät angeschlossen ist.

Kommentar: Die soziale Situation, in der die ausländischen Familien leben, macht es den kranken Kindern schwer, gesund zu werden. Ihre Krankheiten verlaufen häufig chronisch. Entwicklungsschäden und bleibende Behinderungen bei Kindern ausländischer Eltern gehen zum großen Teil auf Erkrankungen im ersten Lebensjahr zurück. Geburtskomplikationen bei ausländischen Müttern tragen immer mehr dazu bei, daß die Zahl der behinderten Kinder in den letzten Jahren ständig zunimmt.

12. Innen - Ein kleiner Junge liegt im Krankenbett, das Gesicht dick mit Wundsalbe bedeckt, in sei . ner Nase ein Atemschlauch. Neben ihm seine Mutter im Infektionskittel. Sie berichtet über ihre Situation. Während ihres Berichtes seilen wir Bilder aus ihrer Einzimmerwohnung, in der ihre kleine Tochter mit einem Blecheimer Wasser aus der Küche holt, um in der Toilette spülen zu können. Im Hintergrund der Küche sitzt ihr drittes Kind, ein ca. 3jähriger Junge.

Mutter: Vor elf Jahren kam ich nach Deutschland. Ich habe drei Kinder, eins davon ist behindert. Während meiner Schwangerschaft habe ich mich untersuchen lassen. In meinem Bauch war mein Kind gesund. Bei der Geburt im Krankenhaus ist mein Kind durch Sauerstoffmangel geschädigt worden. Jetzt liegt es da, kann nicht sitzen, kann nicht gehen. Ich arbeite fünf Stunden am Tag. Mein Mann darf noch nicht arbeiten. Vielleicht bekommt er schon 1986 eine Arbeitserlaubnis. Wir haben ein Zimmer und eine Küche, die Toilette hat kein Wasser. Wir leben mit einem behinderten Kind zu fünft in einem kleinen Zimmer. Die Wohnung ist sehr kalt. Auch meine beiden gesunden Kinder werden oft krank, sie husten und erkälten sich... Mein behindertes Kind hat oft hohes Fieber und Hustenanfälle. Weil sein Gehirn sich nicht weiterentwickeln kann, hat es oft starke Krämpfe. Eigentlich müßte ich mit dem Kind täglich Gymnastik machen. Aber wie soll ich das hier?

13. Innen - Rudolf- Virchow-Krankenhaus, Kinderklinik, Infektionsstation. Zwei türkische Mädchen hinter einer Glastür. Ein kleiner Junge im Gitterbett mit einer Infektion im Gesicht. Mehrere kranke Kinder auf der Station hinter großen Glaswänden.

Dr. Christof Schaefer, Stationsarzt: Auf unserer Infektionsstation liegen Kinder mit infektiösen Durchfallerkrankungen, z. B. der Salmonellose, Kinder mit sehr schweren Magenerkrankungen, Säuglinge mit Keuchhusten und Kinder, die an Hepatitis erkrankt sind. Sie sind oft wochenlang allein in einem Zimmer untergebracht. Auf der Infektionsstation fehlt ihnen die vertraute Umgebung, die sie zuhause haben. Es fehlt ihnen noch mehr die Sprache, d. h. deutsche Schwestern und Ärzte, die sie betreuen, verstehen ihre Sprache nicht und können ihnen keinen Trost spenden in Worten, die sie verstehen können.

Besonders schlimm dran sind die Kinder der Asylbewerber. Sie leben mit ihren Eltern in Massenunterkünften, in Massenlagern, die sanitären Bedingungen sind dort schlecht. Wir mußten bisher hier in der Klinik schon öfter Kleidung für sie sammeln, weil in den Wintermonaten, in der kalten Zeit, oft nicht genug zum Anziehen für sie da war. Bedingungen also, die sie auch eher krank werden ließen als deutsche oder andere ausländische Kinder.

Empört hat uns eine Anordnung des Berliner Senats, bzw. einer bestimmten Stelle des Berliner Senats, die im letzten Jahr an alle Krankenhausärzte ergangen ist; wir wurden aufgefordert, die Kinder von Asylbewerbern bzw. die Asylbewerber selber nur noch dann in ein Krankenhaus aufzunehmen, wenn diese in akuter Lebensgefahr waren und sie auch danach sofort wieder zu entlassen. Das heißt, wir sollten Kinder, die praktisch nur noch auf der Intensivstation behandeln werden könnten, nur diese aufnehmen und sofort danach wieder entlassen in eine Umgebung, die sie unweigerlich wieder krank machen mußte und sie ei in Lebensgefahr bringen mußte. Das hat uns in Konflikt gebracht mit der Verpflichtung, alle Menschen, unabhängig von ihrer Nationalität, Rasse, politischen Zugehörigkeit und ihrer sozialen Lage, unabhängig davon gleich zu behandeln.

14. Außen - Berlin, Kreuzberg, auf einer belebten Verkehrsstraße spielen türkische Kinder am Straßenrand in einem Haufen Steinblöcke. Der Straßenlärm wird übertönt vom Martinshorn eines heranrasenden Krankenwagens. Schwenk von einem Notarztwagen auf drei kleine türkische Kinder, die vom Balkon ihrer Wohnung 1. Stock die Straße beobachten, wo ein kleiner Junge einen Unfall erlitten hat.

Kommentar: Ausländische Kinder verunglücken im Straßenverkehr weitaus häufiger als deutsche Kinder. Ihre Verletzungen sind meist schwerer. 1981 starben in Berlin bei Verkehrsunfällen elf Kinder im Vorschulalter, davon waren neun Kinder von ausländischen Eltern.

15. Innen - Erste Hilfe, chirurgische Abteilung. Rudolf- Virchow-Krankenhaus, Kinderklinik. Ein unfallverletztes Kind wird von einer Ärztin und zwei Schwestern behandelt.

Ärztin: ... weißt du, was das für ein Auto war ... ?

Kind: Nein...

Ärztin: Ein großes oder ein kleines ... ?

Kind: ... weiß ich nicht...

Die Ärztin tupft das Kind hinterm Ohr ab.

Ärztin: ...das zieht nochmal ein bißchen... so, mein Schätzchen... da tut es weh?

Die Ärztin hört das Kind mit dem Stethoskop ab. Der kleine Junge wimmert leise. Man sieht seine erheblichen Gesichtsverletzungen und Hautabschürfungen.

Ärztin: ... hier draußen, hier an der Seite ... ? ... na, du bist ja ganz lieb... und dann

machst du mal haaa, haaa (atmen)....

Der Junge wird von der Ärztin zugedeckt.

16. Überblendung - R V-Krankenhaus, Herr Peter Bödeker, Kinderchirurg, berichtet in der Aufnahme der chirurgischen Ambulanz über die spezielle Arbeit dieser Abteitung. Neben ihm eine türkische Mutter mit zwei Kindern, eins sitzt auf der Behandlungsseite.

Peter Bödeker: Die kinderchirurgische Ambulanz des RV-Krankenhauses ist die größte kinderchirurgische Abteilung und Erste Hilfe in Westberlin. Wir versorgen hier die Kinder des gesamten Nordens. Darüber hinaus erstreckt sich unser Versorgungsgebiet bis in den Süden hinunter nach Kreuzberg. Der Ausländeranteil der Patienten, die von uns versorgt werden, ist bei manchen Erkrankungen auffällig hoch. ... Wobei es sich dabei um Verletzungen aufgrund von Unfällen im Straßenverkehr, aber auch um Verletzungen aufgrund häuslicher Unfälle handelt, speziell dabei Verbrühungen. Darüber hinaus auch Hauterkrankungen. Speziell für den chirurgischen und kinderchirurgischen Bereich handelt es sich dabei um Abzesse. Die erhöhte Beteiligung ausländischer Kinder an Verkehrsunfällen: Ich glaube, es ist dumm, zu glauben, daß ausländische Kinder weniger aufmerksam im Verkehr sind, bzw. weniger lernfähig, was die Verkehrsregeln betrifft.

Man sieht einen türkischen Junge, der mit seinem Dreirad durch eine riesige Wasserpfütze entlang des Rinnsteins fährt. Ein zweiter Junge fährt ihm entgegen. Schnell rast ein Auto in sehr geringem Abstand an den beiden vorbei. Zwei weitere kleine Jungen spielen unmittelbar am Straßenrand.

Peter Bödecker: Auffällig in den Gebieten ist, daß die über sehr wenig Grün und Spielfläche verfügen für die Kinder, so daß die Straße als Spielplatz herhalten muß, daß diese Gebiete proportional schlechter mit Kindertagesstätten versorgt sind, so daß die ausländischen Kinder auch wesentlich schlechter beaufsichtigt sind. Ein weiterer Punkt ist, daß gerade durch die Konzentration ausländischer Familien in diesen Gebieten die Schulen nur eine begrenzte Anzahl von ausländischen Kindern aufnehmen, weil die Schulverwaltung eine Oberfremdung der Schulklassen befürchtet und vielen ausländischen Kindern dann ein Schulweg in Schulen anderer Bezirke, die oft eben enorm weiter sind, zugemutet wird, was die Kinder entsprechend länger dem Straßenverkehr aussetzt.

Fortsetzung des Dialogs der Ärztin mit dem kleinen unfallverletzten Türken:

Ärztin: Wie alt bist du denn?

Junge: Acht...

Ärztin: Acht Jahre? Gehst du schon zur Schule?

Junge: (nickt)

Ärztin: Ja, weißt du in welche Schule?

Junge: 2 A

Ärztin: 2 A? Und die Schule, weißt du die auch ... ?

Junge: ... hab ich vergessen...

Ärztin: Hast du vergessen.... nasowas ... macht nichts, fällt dir wieder ein...

Peter Bödeke: Ein weiterer Punkt ist, wenn man sich die Qualität der Wohnungen selber ansieht, das sind oft nicht familiengerechte Wohnungen, für die Größe der Familie zu kleine Wohnungen, was zur Folge hat, daß die Kinder in diesen Wohnungen keinen kindergerechten Bereich haben, sehr oft in der Küche spielen müssen, was eben auch dazu führt, in der Nähe des Herdes, z. B. was also den hohen Grad an Verbrühungen erklärt, auch in der Nähe des Tisches: Wir erleben es leider immer wieder sehr häufig, daß Kinder sich Verbrühungen durch umstürzenden Kaffee - oder Teetassen oder Kannen zuziehen.

Ein kleiner türkischer Junge mit Verbrennungen an der Schulter und den Armen wird von einer Schwester abgetupft.

17. Innen - Eine türkische Mutter steht am Bett ihres verbrühten Kindes. Sie erzählt:

Gestern hat sich mein Sohn verbrüht. Meine Tochter kam um ein Uhr aus der Schule. Auf dem Herd stand ein Topf mit kochendem Wasser. Ich habe Geschirr abgewaschen, und sie hat mir dabei geholfen. Sie nahm den Topf vom Herd und

wollte ihn mir bringen. Dabei kam ihr mein Sohn dazwischen; sie stolperte und das kochende Wasser verbrühte meinen Sohn. Wir haben kein fließend warmes Wasser in der Wohnung. Die Wohnung ist eng; nur zwei Zimmer. Wir suchen schon lange nach einer größeren Wohnung. Mein 15jähriger Sohn kann Zeitung lesen und sucht für uns die Wohnungsangebote raus. Wenn die Vermieter hören, daß wir Ausländer sind und Kinder haben, legen sie gleich den Hörer auf. Auch wenn wir zu den Vermietern hingehen, bekommen wir keine Wohnung. Eine bessere Wohnung wäre für uns auch zu teuer. 700 bis 800 Mark Miete können wir uns nicht leisten. Denn nur mein Mann ist berufstätig, sein Lohn reicht uns jetzt gerade so zum Leben. Was sollen wir also machen? So ist es eben zu diesem Unfall gekommen. Wir sind eben Ausländer. Wir haben große Probleme.

18. Innen - Krankenhaus, ein junges türkisches Mädchen sitzt auf dem Bettrand und hört, was eine 13-jährige Türkin, die im Bett liegt, erzählt.

13jährige Türkin: Also ich finds nicht gut, wenn die an die Wände immer schreiben, Türken raus, Ausländer Scheiße, oder so, wenn mir jemand das sagen würde, ja, würde ich schnell ausrasten und ihm eine kleben oder so. Also es kränkt mich auch. Ich finds nicht gut. Wir sind doch auch Menschen. Wir arbeiten für die und dann sagen die, geht doch mal in eure Heimat zurück. Also ich bin hier auf die Welt gekommen, ich kann hier bleiben, wie ich will, solange wie ich will.

Dr. Schäfer um Krankenbett eines türkischen Jungen: Auf unserer Station liegen 35 bis 45 Kinder, meist zwischen einem und 14 Jahren. Dreiviertel der Kinder sind Ausländer, türkische Kinder hauptsächlich.

Großaufnahme eines jungen türkischen Mädchens im Krankenhaus. Ein gleichaltriger Junge im Hausflur schaut in die Kamera. Auf einer Wand im Hausflur eines alten Mietshauses steht in schwarzer Schrift Tod dem Türken. Kameraschwenk- auf der Flurtreppe stehen zwei türkische Kinder Sie schauen in die Kamera.

Dr. Schaefer: Sie kommen zu uns, in den letzten Jahren zunehmend auch mit psychosomatischen Erkrankungen, d.h. Krankheiten, die entstehen aufgrund seelischer Konflikte und Ängste. Es kann aber auch sein, daß die Ängste, die sie in der Schule haben oder auf der Straße, weil sie sich abgelehnt oder oft sogar feindselig behandelt fühlen, sie auch zu uns ins Krankenhaus bringen mit unklaren Bauschmerzen, Kopfschmerzen, die letztlich keine organische Ursache haben.

20. Innen - Wohn-Schlafzimmer einer 5-köpfigen türkischen Familie. Großaufnahme eines türkischen Schuljungen. Er weint heftig. Im off fragt ihn ein türkische Frauenstimme, warum er weine.

Frage: Gehst du gerne zur Schule?

Ahmet: Ja, aber manchmal machen sie.. Sie lassen mich nicht zu sich.

Frage: Was machen sie mit dir?

Ahmet: ... ich weiß es nicht.

Frage: Schlagen sie dich?

Ahmet: Ja, oft... dann wehre ich mich dagegen und schlage zurück.

Frage: Was passiert dann?

Ahmet beantwortet die Frage nicht mehr, sondern fängt wieder heftig zu heulen an. Die Kamera zieht langsam auf dem Sofa und dem Sessel sitzen die drei Kinder mit ihren Eltern.

Vater: Ahmet lebt unter ständiger Belastung. Er hat keine Zeit zum Spielen, weil er ständig auf seine Geschwister aufpassen muß. In der Schule ist er isoliert, weil ihn die deutschen Kinder ablehnen. Er hat oft Depressionen. Er macht das Bett naß. Wir waren mit ihm beim Arzt: körperlich ist er gesund. Trotz ärztlicher Behandlung hört aber das Bettnässen nicht auf. Für uns ist es klar, daß er unter einer starken psychischen Belastung steht.

Mutter: Unsere Kinder Ahmet, Murat und Gökhan müssen allein zuhause bleiben. Für Ahmet ist die Situation sehr schwierig. Ich sage ihm am Telefon, was er tun soll. Er hilft uns sehr. Ohne seine Hilfe könnte ich nicht arbeiten gehen. Unser jüngster Sohn Gökhan ist drei Jahre alt. Obwohl wir ständig auf der Suche sind, haben wir für ihn noch immer keinen Platz im Kindergarten gefunden. Ahmet muß deshalb wirklich viel arbeiten. Als Mutter bin ich darüber sehr unglücklich.

Vater: Mein Sohn Ahmet mußte in der Schule seit drei Jahren in derselben Klasse bleiben. Die Schulleitung behauptet, daß er zurückgeblieben sei lind droht ständig mit der Sonderschule. Sie hat sogar verlangt, daß er einen Intelligenztest macht. Doch der Schularzt hat gesagt, wenn der Ahmet anormal ist, sei er es auch. Ich bin sicher, daß seine Schwierigkeiten von dem ständigen psychischen Druck herrühren, Druck in der Schule, draußen, und auf die Familie. Diesen Belastungen ist nicht nur unsere Familie ausgesetzt, sondern auch alle anderen ausländischen Familien.

21. Außen - Drei Kinder spielen in einer Wohnblockpassage. Kamera schwenkt von den Kindern auf ein Schild- Bezirksamt Kreuzberg von Berlin Jugendgesundheitsdienst - Schüler

Kommentar: Kinder ausländischer Eltern erleben ihre Außenseiterrolle schon sehr früh. Ablehnung, Angst und Unsicherheit behindern ihre körperliche und emotionale Entwicklung. Als Folge davon treten schon bei sehr kleinen Kindern immer häufiger psychische und psychosomatische Krankheiten auf, die sich in Form von Verhaltensstörungen, Sprachverweigerungen und Lernhemmungen äußern.

21. Innen - Jugendgesundheitsdienst des Bezirksamtes Kreuzberg, Sozialarbeiterin Frauke Homann und ein 6jähriger türkischer Junge mit seiner Mutter. Frau Homan und der Junge sitzen am Tisch, der Junge zeichnet und schreibt Zahlen.

Frau Homann: Wir untersuchen heute Kinder, die im letzten Jahr zurückgestellt worden sind, weil sie aufgrund mangelnder Förderung den Anforderungen einer 1. Klasse nicht gewachsen sind. Wir beobachten ganz häufig, daß Kinder keinen Kindergartenplatz bekommen haben, weil es einfach zuwenig Kindergärtenplätze gibt, wo die Kinder ihre Spielphase richtig ausleben können, um dann schulreif zu werden. Wenn sie dann mit sechs Jahren in die erste Klasse kommen, prallen sie mit der deutschen Kultur zusammen, was für sie oft ganz große Schwierigkeiten bedeutet, weil sie viele Dinge nicht verstehen. Sie können die Sprache nicht. Die Vorklassenleiterin ist deutsch und sie hat keine Möglichkeit, die Kinder in türkisch anzusprechen. Das hat für viele Kinder zur Folge, daß sie sehr verwirrt reagieren, bis dahin, daß sie verstummen, weil sie ihre spontanen Bedürfnisse oder Ängste auch nicht äußern können. Wir können nicht herausfinden, warum Kinder plötzlich in der Schule nichts mehr sagen, warum sie an einem Tag gute Leistungen zeigen, an einem anderen Tag wieder gar keine, warum sie plötzlich in der Schule anfangen, einzunässen. Es ist also sehr schwierig für uns, den Grund herauszufinden, und die Lehrer wissen oft keine andere Möglichkeit, als diese Kinder zur Sonderschule zu melden. ... ie stellen einen Antrag auf Überprüfung, ob die Kinder lernbehindert sind. Wir beobachten gerade in den letzten Jahren einen Anstieg von Meldungen bei ausländischen Kindern, im Gegensatz zu deutschen Kindern.

Innen - Sonderschulklasse in Kreuzberg. Viele Kinder kritzeln auf Papier. man sieht ausländische Kinder verschiedenen Alters.

Frau Homann: Die Sonderschulpädagogen machen ganz häufig die Erfahrung, daß diese Kinder normal begabt sind. Und daran kann man ganz eindeutig sehen, daß das Problem ganz woanders liegt, daß es nämlich im sozialen Bereich liegt.

Im Hintergrund der Klasse ein türkischer Lehrer. der mit den Kindern Unterricht abhält.

Kommentar: Die Sonderschule ist für ausländische Kinder eine zusätzliche Belastung. Sie verstärkt den sozialen und psychischen Druck, dem sie täglich ausgesetzt sind. Die Sorge der Eltern um die Entwicklung ihrer Kinder, ihre Hilflosigkeit und die zunehmende Existenzangst übertragen sich auf die Kinder, die oft nicht anders als mit körperlichen und psychischen Krankheiten reagieren können. Jede Einschränkung der Rechte ihrer Eltern trifft zuerst die Kinder und nimmt ihnen die Möglichkeit, sich normal zu entwickeln und gesund aufzuwachsen.

23. Sonderschule - Kamera schwenkt über verschiedene Gesichter der Kinder, kommt groß auf das Gesicht eines ca. 14jährigen türkischen Mädchens, das aber ein Papier gebeugt kritzelt und dann langsam ihren Kopf hebt und in die Kamera schaut.

24. Innen - Krankenzimmer, R V-Krankenhaus, Kinderklinik. Ein 14jähriges Mädchen liegt auf dem Rücken im Bett und schaut abwesend, die Kamera schwenkt von ihr zu einem türkischen Elternpaar, das am Bett ihrer ebenfalls 14jährigen Tochter sitzt.

Schlußbild: Während des Unischnitts auf den Krankenhausflur, in dem viele ausländische kranke Kinder laufen und spielen, setzt ein Kinderlied ein, dessen Klänge aus einer Spielpuppe kommen, die ein Kind gerade aufgezogen hat. Groß das Profil eines cirka 2 1/2jährigen Jungen, der sich suchend nach der Musik umschaut. Er weint. Kamera zieht auf und der Junge geht, nach der Mutter schreiend, zur Gruppe der Kinder.

Im Hintergrund Besuchszeitatmosphäre-, Zwei ausländische Mütter führen ihre Kinder an den Händen aber den Flur. Im Vordergrund kommt ein Vater mit seinem Kind an der Hand über den Flur und verläßt das Bild. Im gleichen Augenblick kommt ein ca. 14jähriger türkischer Junge ins Bild, bleibt stehen und schaut den Weggehenden nach. Während der gesamten Schlußsequenz ist aus der Spielpuppe das Kinderlied » Weißt Du, wieviel Sternlein stehen...« zu hören. Der kleine Junge sucht immer noch seine Mutter und heult.

MEHRANGIS MONTAZAMI-DABUI, Iranerin, lebt in Westberlin als Autorin, Regisseurin und Produzentin. Realisierte zusammen mit ihrem Mann Rosa Dabui die folgenden Filme: »Analphabeten in zwei Sprechen« (Dokumentarfilm, 1975, über schulpflichtige Türken in Kreuzberg), »Wir wollen auch leben« (Dokumentarfilm, 1978, über ausländische Jugendliche in der BRD), »Ich will keine Lieder mehr hören, singen will ich« (Dokumentarfilm, 1979, über die Situation türkischer Laien- und Berufskünstler in Westberlin), »Männerrecht - Frauenleid« (Dokumentarfilm, 198 1, über Kontakt- und Sexualnöte türkischer Frauen in der BRD), »Mein Kind immer krank« (Dokumentarfilm, 1985). Der letzte dieser

Filme läuft unter dem Titel »Kindertränen« - eine Titelschöpfung des NDR - am Sonntag, 2. Februar, um 19.15 Uhr im 3. Programm der Nordkette innerhalb der Reihe »Nahaufnahmen« als Wiederholung. Der Film lief erstmals am 4.11.85 nachmittags statt wie vorgesehen um 20.15 Uhr: Um diese Zeit übertrugen Hessen III und Nord III ein Tennisspiel zwischen Ivan Lendl und Boris Becker

Konkret 02/86, S. 34

Detlef Hensche

Ein Leben lang Kampf

Zum Tode von Loni Mahlein, ehemaliger Vorsitzender der IG Druck und Papier

»Die Schwachen kämpfen nicht. Die Stärkeren kämpfen vielleicht eine Stunde lang. Die noch stärker sind, kämpfen viele Jahre. Die Stärksten kämpfen ihr Leben lang. Diese sind unentbehrlich. «

(Bertolt Brecht)

Am 3. Dezember 1985 konnte er die Gründung der Mediengewerkschaft noch miterleben. Zwei Wochen später, in der Nacht zum 18. Dezember, starb er im Alter von 64 Jahren.

Wie viele Gewerkschafter seiner Generation war Loni Mahlein in seiner politischen Haltung ganz wesentlich bestimmt von den Erfahrungen der Nazizeit, des Krieges und der Wiederherstellung alter Besitz- und Machtverhältnisse nach dem 2. Weltkrieg.

Schon in jungen Jahren erfuhr Loni Mahlein, 1921 in Nürnberg geboren, den Terror der Nazis. Seinen Vater, einen kommunistischen Eisenbahnarbeiter, warfen sie ins Gefängnis. Not und Bedrängnis folgten für die Familie. Die erste Lehrstelle als Buchdrucker verlor er bereits nach wenigen Wochen - seines Vaters wegen.

Als er nach dem Krieg in die Heimatstadt zurückkehrte, war der antifaschistische Auftrag selbstverständlicher Teil seiner Arbeit als Betriebsrat und Gewerkschafter. Er hat diesen Auftrag nie vergessen. Er war einer der ersten, die in den siebziger Jahren vor der Rechtswende und dem wieder auflebenden Neofaschismus warnten; zu einer Zeit, da die Gefahren von rechts noch verdrängt oder verharmlost wurden. Als er zur Eröffnung des 12. Ordentlichen Gewerkschaftstages der IG Druck und Papier im Jahre 1980 in Augsburg Verbindungen zwischen der politischen Reaktion unserer Tage und dem erstarkenden Faschismus am Ende der Weimarer Republik herstellte, zitierte die Presse einen Teilnehmer mit der Bemerkung: »Der Vorsitzende lebt in einem anderen Land.« Hätte jener Teilnehmer nur recht gehabt! Die Gewerkschaften müßten heute nicht aufstehen, um die nackte Streikfreiheit zu verteidigen.

Nach dem Kriege wurde Loni Mahlein Kommunist, bis er die Partei im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um die Gewerkschaftsfrage 1952 verlies. 1957 trat er der SPD bei. Wichtiger und unabhängiger von der Parteizugehörigkeit: die Einheitsgewerkschaft war für ihn verpflichtende Grundlage seines gewerkschaftlichen Handelns, so wie sie in ihrer existentiellen Notwendigkeit nur begreifen kann, wer selbst Spaltung und Unterdrückung erlebt hat.

Loni Mahlein war im Krieg und kehrte verwundet zurück. »Nie wieder Krieg«, lautete damals die allgemeine Antwort. Doch wie viele andere seiner - betrogenen - Generation mußte er wenige Jahre später den Weg in die Remilitarisierung erleben. Der Kampf für den Frieden war fortan aus seinem politischen Wirken nicht mehr wegzudenken, bis in die letzten Tage. Noch vier Wochen vor seinem Tod sprach er auf der Stuttgarter Abschlußkundgebung der Friedenswoche. Berührungsängste zur Friedensbewegung hat er ebenso wenig gehabt, wie er von Anbeginn an nicht mit Kritik vor dem sogenannten Nachrüstungsbeschluß zurückhielt.

Und: er hat weder vergessen noch verschwiegen, daß es maßgebende Unternehmer und Konzernherren waren, die den 2. Weltkrieg vorbereiten ließen, und daß es, wieder einmal, Kapitalinteressen sind, die maßgebenden Anteil haben an der Konfrontation unserer Tage. Die Flucht in die Unverbindlichkeit, die die Frage nach Profiteuren und treibenden Kräften vermeidet, für die die Ursachen der Rüstung sich verflüchtigen in ein angebliches Gesetz von »Supermächten« - diese Standpunktlosigkeit war Mahleins Sache nie.

Er hat nicht nur für den Frieden geredet und geschrieben. Schon in den sechziger Jahren, als Funktionär des Landesbezirks Bayern, und später als Vorsitzender der IG Druck und Papier, hat er Brücken zu den Gewerkschaften der sozialistischen Staaten geschlagen. Er hat diesen Weg später als Präsident der Internationalen Grafischen Föderation, von 1976 bis kurz vor seinem Tod, 1985, fortgesetzt. Vertrauen schaffen, Verständigung unter den Völkern möglich machen, dies war das Ziel der bis heute stabilen und breit gegründeten Gewerkschafts-Kontakte über die Grenzen.

Durch alle Stationen seiner gewerkschaftlichen Arbeit hat er sich von einer Grundüberzeugung leiten lassen, die in ihrer Glaubwürdigkeit gleichfalls durch die Erfahrung seiner Generation geprägt war: die Absage an jegliche sozialpartnerschaftliche Illusionen. Dies, das Bekenntnis zur gewerkschaftlichen Autonomie ist übrigens die Kehrseite seines Einsatzes für die Einheitsgewerkschaft. Beides gehört zusammen. Wer für die Interessen der arbeitenden Menschen eintritt, muß sie gegen die Unternehmer und ihre Freunde durchsetzen und muß sich daher vor dem Selbstbetrug einer Interessen-Harmonie hüten.

Dies feststellen ist die eine, danach handeln, und zwar in der täglichen Gewerkschaftsarbeit, die andere, ungleich schwierigere Aufgabe. Loni Mahlein hat danach gehandelt, allen Anfeindungen zum Trotz. Er hat darunter gelitten, wenn Anpassung und Opportunismus sichtbar wurden und sich hier und da durchsetzten. Dies macht vor allem die Glaubwürdigkeit Loni Mahleins aus, weit über die IG Druck und Papier hinaus. Politische Winkelzüge waren ihm fremd.

So hatte er maßgebenden Anteil daran, daß die IG Druck und Papier die Tradition einer kämpferischen und selbstbewußten Gewerkschaft fortsetzte. Und auch ein anderer Erfolg trat ein: die Gründung der Mediengewerkschaft. Schon Anfang der siebziger Jahre war es nicht zuletzt Mahleins Autorität und Integrationsfähigkeit zu verdanken, daß nicht nur Journalisten und Techniker in ein und derselben Gewerkschaft zusammenwirkten, sondern daß auch die Schriftsteller den Weg in die IG Druck und Papier fanden; sicherlich ein für beide Seiten mutiger Schritt, wenn man sich Tradition und Selbstverständnis einer Facharbeitergewerkschaft auf der einen und eines Schriftstellerverbandes auf der anderen Seite vor Augen hält.

Wir alle schulden Loni Mahlein viel.

Konkret 02/86, S. 38

Karl Heinz Roth

Atombomben auf Moskau und Leningrad

Schon Im Herbst 1945 plante das Geheimdienstkomitee der Vereinigten Generalstabschefs der US-Armee einen Atomkrieg gegen die Sowjetunion. Die Hamburger »Dokumentationsstelle des Vereins zur Erforschung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« veröffentlichte in ihren »Mitteilungen« jetzt das streng geheime Memorandum vom 3. November 1945

Im Juli/August 1943 stoppte die Rote Armee die letzte 1 große Panzeroffensive der Wehrmacht in der Region Charkov am Kursker Bogen und ging zum Gegenangriff über. Für die Militärexperten und Politiker des zweiten Weltkriegs setzte diese brutale Panzerschlacht ein entscheidendes Signal: Rußland überlebt nicht nur. Rußland würde den nazistischen Aggressor zertrümmern. Rußland würde in absehbarer Zeit mit einem ungeheuer gewachsenen Prestige in die Weltpolitik der Nachkriegszeit eintreten. Die von den Brüdern Dulles bis zu Harry S. Truman geträumten Phantasien einer bis zum Äußersten gehenden wechselseitigen Schwächung des »Dritten Reichs« und der Sowjetunion waren unwiderruflich ausgeträumt.

Was war also zu tun? Der dem amerikanischen Präsidenten direkt unterstellte Geheimdienst OSS (Office of Strategic Services) machte sich sofort an die Bestandsaufnahme. Am 20. August 1943 legte OSS-Chef William J. Donovan dem General John R. Deane, einem der USA-Vertreter im Gemeinsamen amerikanisch-britischen Generalstab (Combined Chiefs of Staff = CCS) und späteren Chef der Amerikanischen Militärmission in Moskau, ein erstes Grundsatzpapier vor, das sich mit den strategisch-politischen Bedingungen des künftigen Verhältnisses zwischen der Sowjetunion und den USA in Europa befaßte. Autor war der Historiker Gerard D. Robinson, Rußlandexperte der Forschungs- und Untersuchungsabteilung des OSS. Robinson hatte sein Papier gerade noch rechtzeitig abgeliefert, um General Marshall, den amerikanischen Vertreter auf dem am selben Tag stattfindenden amerikanisch-britischen Generalstabstreffen, in aller Schärfe nach den Erfolgschancen der nun ernsthaft erwogenen westalliierten Landung in Frankreich ("Overlord«) fragen zu lassen: »Würden die Deutschen unseren Einmarsch in das Land erleichtern, damit wir im Fall eines überwältigenden russischen Erfolgs die Russen zurückwerfen können?«

Schon ein flüchtiger Blick auf das OSS-Papier vom selben Tag zeigt, daß sich der amerikanische Generalstäbler nicht etwa rhetorisch vergaloppiert hatte. Der OSS, seiner sozialen Zusammensetzung nach eine Mischung aus Wallstreet-Managern und Intellektuellen, formulierte es unverhohlen: Das Hauptziel, die längst in globalen Dimensionen buchstabierten »nationalen Sicherheitsinteressen« der USA, ließ sich in Europa nur durchsetzen, wenn die USA nach der Niederringung des Nazismus so gut wie allein über die Bedingungen von Frieden, Freiheit und Wohlstand bestimmten - mit Hilfe von Nachkriegsregierungen, auf die sie mindestens »einen starken Einfluß« ausübten.

Natürlich entging den OSS-Experten nicht, daß sich zwischen den europäischen Kriegszielen und den tatsächlichen Möglichkeiten auf der Seite der USA eine ungeheure Kluft auftat. Deshalb empfahlen sie, der immer wieder hinausgezögerten Landung an der französischen Atlantikküste jetzt oberste Priorität einzuräumen und so die seitdem Herbst 1942 im Mittelmeerraum laufenden Operationen wirkungsvoll zu ergänzen. Wenn sie überhaupt eine Chance haben wollten, dann mußten amerikanisch-britische Armeen vom Westen her die europäische Landmasse so weit wie möglich in Richtung Zentraleuropa überrennen. Das war die militärische Vorbedingung, unter der es der OSS für sinnvoll hielt, drei Varianten der künftigen Auseinandersetzung mit der Sowjetunion zur Diskussion zu stellen:

1. Es wird ein Separatfrieden mit den Nazi-Generälen geschlossen, um die Sowjetunion gemeinsam zu liquidieren; erst nach diesem Frontwechsel ist dann auch das Europa der Nazis niederzuwerfen.

2. Unter Einschaltung des bürgerlich-aristokratischen Widerstandes (des späteren »20. Juli«, zu dem der OSS schon zur Zeit der Niederschrift dieses Papiers Kontakte geknüpft hatte) wird Nazideutschland mit einem Minimum westalliierter Verluste geschlagen, um so die Voraussetzungen für eine »unabhängige« Europapolitik der USA zu schaffen. Auch in diesem Fall brauchen die Sicherheitsinteressen der Sowjetunion nicht berücksichtigt werden.

3. Durch maximalen Truppeneinsatz in Westeuropa wird der Nazismus zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen. Unmittelbar danach wird ein Kompromiß mit der Sowjetunion ausgehandelt, der gleichwohl einen dominierenden Einfluß auf Nachkriegseuropa sicherstellen muß. In diesem Fall könnten die minimalen Nachkriegsinteressen der Sowjetunion ein Stück weit respektiert werden.

Wir wissen heute, daß die Westalliierten seit dem Herbst 1943 im Schatten der nun anlaufenden Konferenzserie der »Großen Drei« mit allen drei hier vorgeschlagenen Varianten gleichzeitig jonglierten, daß aber bis zum Tod Roosevelts im April 1945 die Kompromißlinie knapp die Oberhand behielt. Das Spektrum reichte von den operativen Abteilungen des OSS in Europa, die zusammen mit den Engländern die faschistischen bzw. Nazikollaborateure Vichy-Algeriens und -Frankreichs, Italiens und Griechenlands mehr oder weniger unmittelbar beerbten, bis hin zum aufrichtig antinazistischen Engagement Henry Morgenthaus, der sich seit dem Sommer 1944 vehement in die europäischen Nachkriegsplanungen

einmischte, am Exemplarfall Deutschland eine entscheidende Zäsur setzte und so bis zum Herbst 1946 alle offenen antisowjetischen Arrangements mit der nazistischen Erbschaft unmöglich machte.

Innerhalb dieses breitgefächerten Spektrums verfolgten die amerikanischen Militärplanungsstäbe bis zum April 1945 tatsächlich eine »mittlere« Linie. Am 6. Januar 1945 verabschiedete der Vereinigte Geheimdienststab (Joint Intelligence Staff = JIS), eine Unterkommission des Vereinigten Generalstabs (Joint Chiefs of Staff = JCS) der US-Armee, ein Memorandum über die »Möglichkeiten und Absichten der UdSSR in der Nachkriegsperiode«, das die Fundamente für die SU-spezifischen Nachkriegsplanungen des Vereinigten Kriegsplanungskomitees beim Vereinigten Generalstab legte. Es wurde davon ausgegangen, daß das Produktionspotential der Sowjetunion bei Kriegsschluß um 15 Prozent unter das Vorkriegsniveau gefallen sei und die Produktionsziele des letzten Friedens-Fünfjahresplans um 1950/51 wieder erreicht würden.

Aus diesen Grunddaten wurde gefolgert, daß die Sowjetunion dem wirtschaftlichen Erholungs- und Wiederaufbauprozeß oberste Priorität einräumen und so weit wie irgend möglich abrüsten würde. Sie würde auf absehbare Zeit über die klassisch-konservative Militärstrategie nicht hinausgehen und mit der Einrichtung eines Sicherheitsgürtels neutraler bis freundlich gesonnener Regierungen rund um die Grenzen zufriedengestellt sein. Die sowjetische Führung sei sich ihrer ungeheuren Schwäche in der künftigen Nachkriegsperiode bewußt und werde alles daransetzen, um internationale Nachkriegskonflikte zu vermeiden. Würde doch jede Fortsetzung der Hochrüstung über das Kriegsende hinaus den sozialen und ökonomischen Rekonstruktionsprozeß extrem beeinträchtigen.

Diese durchaus realistische Einschätzung der Nachkriegsperspektiven der Sowjetunion wurde mehrfach überarbeitet und am 31. Januar 1945 in ihren Grundaussagen unverändert als Memorandum JIC 250/1 des Vereinigten Geheimdienstkomitees festgeschrieben. Bis in den letzten europäischen Kriegsmonat hinein gab es an diesen strategischen Grundannahmen nichts zu deuteln. Alle damaligen Beobachter der Antihitlerkoalition konstatierten übereinstimmend, daß sich Stalin in der Tat als der vorsichtigste und konservativste Außenpolitiker im Konzert der »Großen Drei« betätigte: er hatte dem Primat der künftigen innersowjetischen Konsolidierung zuliebe nicht nur die Komintern aufgelöst, sondern zusätzlich noch alles in seiner Macht Stehende unternommen, um die teilweise sozialrevolutionär agierenden Bundesgenossen der Sowjetunion innerhalb der antinazistischen bzw. antijapanischen Massenbewegungen in Süd- und Südosteuropa sowie in China und Korea zu zügeln.

Wußte Stalin von den brutalen Alternativkonzepten auf der Seite seiner Westalliierten, deren Propagandisten auf der Lauer lagen, um den trotz Teheran und Jalta mehr denn je offengebliebenen Nachkriegskompromiß zu liquidieren, bevor er überhaupt spruchreif geworden war? Es ist wohl anzunehmen. Das zunehmende Mißtrauen der sowjetischen Führung gegenüber westalliierten Militärstäben und Diplomaten hinter den Linien der Roten Armee spricht dafür. Dafür spricht auch die Hellsichtigkeit, mit der die Sowjetunion auf den Ende März 1945 in Bern verhandelten separaten Waffenstillstand zwischen den Westalliierten und der in Italien operierenden Heeresgruppe der Wehrmacht reagierte. Jedenfalls sah sich der Vereinigte Generalstab der US-Armee noch am 5. April 1945 veranlaßt, seine in Europa operierenden Truppen in aller Form auf den Vorrang der Erhaltung der Antihitlerkoalition bis zur deutschen Gesamtkapitulation hinzuweisen und weitergehende Spaltungsmanöver zu unterbinden.

Indes kreuzte sich diese Anweisung des Generalstabs schon mit einer Denkschrift aus der US-Militärmission in Moskau, die wenige Tage vor dem Tod Roosevelts die große Wende einleitete. Ihr Autor war General Deane - just der, an den die OSS-Spitze im August 1943 ihre erste große Denkschrift zur Nachkriegsplanung gegenüber der Sowjetunion adressiert hatte. Deane sprach nun brutal aus, was die Technokraten der Wallstreet, die Chefs der Teilstreitkräfte und die führenden Köpfe des Außenministeriums längst dachten: das Teilarrangement von Jalta sei den sowjetischen Führern zu Kopf gestiegen, und sie seien inzwischen mit voller Kraft dabei, ihr Minimalprogramm für den Nachkrieg in die Tat umzusetzen. Die USA mit ihren globalen Interessen hätten aber selbst minimale Zugeständnisse nicht mehr nötig. Deane.

»Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß wir in den frühen Phasen des Kriegs von Rußland abhängig waren... Im jetzigen Stadium des Kriegs aber ist die militärische Zusammenarbeit mit der Sowjetunion für die Vereinigten Staaten nicht mehr lebensnotwendig.« Nun sei die Zeit gekommen, um auf allen Ebenen auf Distanz zu gehen. In voller Übereinstimmung mit US-Botschafter Harriman schlug Deane vor, in einem ersten Schritt alle gemeinsamen militärischen Projekte mit der Sowjetunion aufzukündigen.

Erst seit der Freigabe großer Aktenbestände aus den amerikanischen Militärarchiven - sie begann Anfang der siebziger Jahre und ist noch keineswegs beendet - wissen wir in Umrissen, aus welchen Gründen die vom Herbst 1943 bis Frühjahr 1945 gehaltene Kompromißlinie seitens der Westalliierten aufgekündigt wurde und wieder den Vorstellungen von einem globalisierten *american way of life* Platz machte. Den US-Dokumenten vom August/September 1945 ist fast durchgängig eine panische Furcht vor den innenpolitischen Folgen der bevorstehenden Demobilisierung der US-Armee anzuspüren. Standen nicht wieder wie 1919/1921 Massenstreiks und - Arbeitslosenunruhen ins Haus, wenn die Rüstungsprosperität nun abrupt aufhörte? Der Vereinigte Generalstab sah es so:

»Die Lage ist zusätzlich durch die Nachkriegsumstellung unseres Wirtschaftslebens kompliziert. Streiks und Arbeitslosigkeit resultieren daraus. Wenn sie nicht bald unter Kontrolle gebracht sind, werden sie... unsere Streitkräfte weitgehend operationsunfähig machen.«

Hinzu kam das Bedürfnis der zentralen Machtgruppen von Hochfinanz, Teilstreitkräften und Außenministerium, mit dem *New Deal* nunmehr so radikal wie möglich abzurechnen und an die Stelle seiner gerade entstehenden internationalen Nachkriegsinstrumente die viel einfachere Kombination von ökonomischer Expansion, machtpolitisch begründeten bilateralen Krediten und über den gesamten Erdball ausgebreiteten Luftwaffen- und Marinestützpunkten durchzusetzen. Ohne Zweifel galt die nackte ökonomisch-militärische Nachkriegsexpansion als ein Wundermittel, das es ermöglichte, sowohl die drohende innenpolitische Krise unter Kontrolle zu bringen als die für längst fällig erachteten internen Machtverschiebungen mit Brachialgewalt in Gang zu setzen.

In einem solchen Konzept war für eine einigermaßen ausbalancierte Kompromißpolitik gegenüber dem geschwächten und in die Defensive gedrängten »Sowjetischen Block« kein Platz mehr. Die Tatsache, daß die sowjetische Führung 1944/45 mit aller Kraft einen weltrevolutionären Befreiungsprozeß von Nazismus und Völkermord kanalisierte und einengte, vergalten ihr die westalliierten Gegenspieler schlecht. Während die Sowjetunion ihr minimalistisches Nachkriegsprogramm peinlich genau einhielt (und erst 1948 unter dem Zugzwang eines weiter radikalisierten »Containment« davon abrückte), marschierten die Kräfte der globalen Konterrevolution rund um ihren "Sicherheitsgürtel« auf.

Es waren an erster Stelle innere Klassenkonflikte und innenpolitische Machtkämpfe, die die amerikanischen Militärstäbe in den Wochen der bevorstehenden Demobilisierung veranlaßten, das außenpolitische Überlebensprogramm der Sowjetunion in angebliche globale Aggressionspläne umzudichten. Aus einem klar formulierten Kalkül der Fortdauer ihrer eigenen Herrschaft mußte ihnen fortan alles als aggressiv und bekämpfenswert erscheinen, was mit dem globalen Weltmachtanspruch der USA nicht konform ging. Denn nur ein solcher radikalisierter Hegemonialanspruch vermochte die Permanenzerklärung des neuen inneren Herrschaftsblocks von Wirtschaft, Machtpolitik und Militär zu rechtfertigen.

Da sich die Sowjetunion nun aber weiterhin nachweislich defensiv verhielt, mußte das Verdikt gegen den neu definierten Hauptfeind seinerseits globalisiert werden, um eine präventiv-globale Expansionspolitik zu rechtfertigen. Seit dem Herbst 1945 wurde alles mögliche dem Saldo »Sowjetischer Block« zugeschanzt, seien es amerikanische Lohnstreiks, linkskeynesianische Umverteilungs- und Dekartellisierungspläne, südosteuropäische Bauernrevolutionen oder neutralistische Koalitionsregierungen in Osteuropa. In einer bis heute unbeachteten Direktive JCS 1545 wurde vom Vereinigten Generalstab am 9. Oktober 1945 der neue Hauptfeind in aller Schärfe festgeschrieben. Ihm galt es jetzt mit Hilfe von ökonomischer Expansion und Hochrüstung kompromißlos Paroli zu bieten:

»Wenn es irgendeine Grenze für die sowjetischen Forderungen geben soll, dann müssen wir wissen, wo wir die Linie ziehen können. Wir müssen unsere militärische Position überprüfen und aufpassen, daß wir unsere militärische Machtposition nicht so schnell abbauen, daß wir unfähig sein werden, die Linie zu halten.«

Diese vom Vereinigten Generalstab Anfang Oktober 1945 abgesegneten Sätze hatten dessen einschlägige Unterkommissionen schon im August 1945 verabschiedet. Das Vereinigte Strategische Gutachterkommittee (Joint Strategic Survey Committee = JSSC) hatte auch gleich in einer Paralleldenkschrift niedergelegt, welche Konsequenzen die neue Globalstrategie für die weitere Militär- und Rüstungsplanung beinhaltete: statt Demobilmachung und Abrüstung permanente Rüstungsüberlegenheit; statt des internationalen diplomatischen Kompromisses die Fähigkeit und Bereitschaft, bei jeder regional auftretenden Krise die Initiative zu ergreifen und zu behalten; und hinter allem die Drohung, dem »Sowjetblock« im Fall zu großer Widerspenstigkeit eine garantierte Niederlage beizubringen. Auch dieses Memorandum wurde vom Vereinigten Generalstab offiziell sanktioniert - am selben Tag, an dem er die eben erwähnte JCS-Direktive 1545 verabschiedete.

Dessen ungeachtet verloren die amerikanischen Planungsstäbe auch in ihren euphorischsten Strategiepapieren eines nie aus dem Auge: die USA waren weder im Sommer 1945 noch in den Monaten danach in der Lage, den »Sowjetischen Block« in einem klassischen Eroberungskrieg zu zerschlagen.

Gerade diese merkwürdige Schwäche in einer einmaligen Position der internationalen Stärke führte zu einer typischen Festlegung aller künftigen Militärdoktrinen auf einen blitzartig geführten amerikanischen Präventivkrieg. Die Sätze, die der Vereinigte Generalstab in seiner berühmten Richtlinie JCS 1496/2 am 19. September 1945 verabschiedete, blieben bis heute das Leitmotiv für alle amerikanischen Militärplanungen: »Wenn deutlich wird, daß sich Angriffstruppen eines potentiellen Gegners gegen uns aufstellen, können wir es uns nicht leisten, aufgrund einer falschen und gefährlichen Vorstellung der Vermeidung einer aggressiven Handlung den ersten Schlag gegen uns zuzulassen. Unsere Regierung sollte unter diesen Umständen das Problem zu einer raschen politischen Entscheidung bringen, während alle Vorbereitungen getroffen werden, den ersten Schlag zu führen, wenn es notwendig ist. «

Somit lag die Nachkriegsstrategie der USA seit dem September/Oktober 1945 unwiderruflich fest. Der jetzt eingeschlagene offene Konfrontationskurs erscheint nur solange unverständlich, wie man die entscheidende militärstrategische Variable

unberücksichtigt läßt, deren Eintritt in die Weltgeschichte die militärischen Planungsstäbe der USA zu einer wahrhaft enthusiastischen Steigerung des Ausstoßes von Strategiepapieren und neuen Lagebeurteilungen beflügelt zu haben scheint. In der ersten Augustwoche hatte die US-Luftwaffe die ersten beiden fertiggestellten Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen. Der Feuersturm über diesen beiden Städten war keineswegs vorrangig entfacht worden, um den Krieg gegen Japan so schnell wie möglich zu beenden und amerikanische Invasionstruppen zu schonen. Es war viel mehr darum gegangen, die Sowjetunion im letzten Augenblick vom Fernöstlichen Kriegsschauplatz fernzuhalten und zur Preisgabe ihrer Maßnahmen zur Stabilisierung des osteuropäischen Sicherheitsglacis zu veranlassen. Als US-Präsident Truman seinem Gesprächspartner Stalin in Potsdam die brutale Neuigkeit vom ersten erfolgreich verlaufenden Atomwaffentest mitteilte, gelang es dem nur mit Mühe, die Fassung zu bewahren und scheinbar naiv an seiner taktischen Linie festzuhalten.

Die nunmehr weltöffentlich vorgeführte Potenz der neuen Massenvernichtungswaffe hatte in der Tat etwas Furchtbares. Von den amerikanischen Militärplanern wurde sie zweifellos als eine Art *deus ex machina* betrachtet. Im Kalkül eines technokratischen Machtdenkens schloß sie genau jene Lücke, die es den USA augenscheinlich bis zum August 1945 unmöglich gemacht hatte, ihre globale Nachkriegsstrategie gegen die Sicherheitsinteressen der Sowjetunion durchzusetzen. Dank der Atombombe schien es nun denkbar geworden zu sein, der UdSSR jede für erforderlich gehaltene Konzession abzuringen - solange sie ihrerseits nicht über entsprechende Massenvernichtungswaffen verfügte. Einmal als Diplomatie-Ersatz definiert, mußte die Verfügungsgewalt über die Atombombe zwingend zur Doktrin des Präventivkriegs führen, um in der verbleibenden Frist der strategischen Rüstungsüberlegenheit den Weltfrieden zu US-amerikanischen Bedingungen herbeizupressen. Die bisherigen mehr oder weniger realistischen Einschätzungen der Nachkriegsmöglichkeiten und -Planungen der Sowjetunion wurden Makulatur. Sie konnten jetzt in einem entfesselten Machtrausch umgeschrieben werden - als Projektion der eigenen Aggressionsabsichten auf den nunmehr vollends in die Defensive gedrängten Hauptfeind.

Studiert man die drei strategischen Richtlinien des Vereinigten Generalstabs vom September/Oktober 1945 (JCS 1496/2, JCS 1518, JCS 1545) unter Berücksichtigung ihrer wechselseitigen Verschränkungen, so wird offensichtlich, daß es nachgerade in der Luft lag, nun auch die entsprechenden präventiven Atomkriegspläne gegen die Sowjetunion zu erarbeiten. Das Vereinigte Geheimdienstkomitee unterzog sich dieser, ihm vom Vereinigten Kriegsplanungskomitee des Vereinigten Generalstabs zugeschanzten Aufgabe mehr als bereitwillig - in einem Memorandum vom 3. November 1945 unter dem Titel »Strategische Verwundbarkeit der UdSSR bei einem begrenzten Luftangriff«.

Die Grundannahme des Papiers, eine bevorstehende Aggression der Sowjetunion gegen die USA, wird zwei Seiten weiter - im Abschnitt über das tatsächliche Offensivpotential der UdSSR - gleich selber kaltschnäuzig ad adsurdum geführt. Im übrigen wird stillschweigend von den Januaranalysen über die Nachkriegsperspektiven der Sowjetunion ausgegangen: sie sei etwa fünf Jahre lang von den Folgen des Nazi-Überfalls geschwächt und extrem verwundbar. Nur wird jetzt für einen rechtzeitigen Präventivschlag votiert. Wenn die 20 wichtigsten Produktions-, Forschungs- und Regierungszentren der Sowjetunion erst einmal im atomaren Feuersturm verbrennen, dann wird nicht nur jeder ökonomisch-politische Rekonstruktionsversuch illusorisch geworden sein: dem »sowjetischen Block« wird vor allem nichts anderes übrigbleiben, als sich den Bedingungen der *pax americana* ohne Wenn und Aber zu unterwerfen. Selbst bei der Auswahl der 20 Atombombenziele blieben die amerikanischen Geheimdienstchefs zynisch konsequent. Einige an sich zu erwartende große Angriffsziele fehlen nicht zufällig - Kiew und Charkow beispielsweise. Diese industriell-städtischen Zentren hatten in der Tat in den ersten Nachkriegsjahren keine amerikanischen Atombomben nötig, weil sie die Naziwehrmacht bei ihrem Rückzug 1943/44 schon gründlich zerstört hatte.

Genau einen Monat später, am 3. Dezember 1945, wurde das Planungsmemorandum JIC 329 des Vereinigten Geheimdienstkomitees erstmals revidiert. Die absurde Vorbedingung, eine drohende Offensive der Sowjetunion, wurde auf einen verschämten Nebensatz zurückgestutzt. Ansonsten wurde davon ausgegangen, daß inzwischen 20-30 Atombomben für den Einsatz gegen die Sowjetunion bereitstünden, und daß die Engländer ihre Militärbasen für den präventiven Atomkrieg gegen die Sowjetunion zur Verfügung stellen würden. Auch die 20 ausgesuchten Vernichtungsziele wurden detaillierter gerechtfertigt als in der ersten Fassung. In den ausgewählten Produktions-, Forschungs- und Verwaltungszentren sei die Wirkung der Atombomben vor allem wegen der dort anzutreffenden Menschenansammlungen und Entwicklungszentren besonders »durchschlagend«. Gegen die Rote Armee selber bewirkten Atombomben hingegen wenig, weil es bei ihr keine fixierbaren Zusammenballungen von Menschen und Material gebe.

Insgesamt hatte sich der Tenor des Memorandums weiter verschärft. Es wurde kein Zweifel daran gelassen, daß der Plan unzweideutig das Ziel verfolgte, die sowjetische Führung vor eine unausweichliche Alternative zu stellen: entweder sich den amerikanischen Erpressungsmanövern zu unterwerfen, oder sich nur vier Jahre nach der Nazi-Invasion in einen vorindustriellen Zustand zurückbombardieren zu lassen. Das revidierte Papier JIC 329/1 enthält in diesem Zusammenhang eine Reihe von Ratschlägen, den präventiven Atomkrieg mit Instrumenten der »konventionellen« Kriegführung zu kombinieren.

Gegenwärtig ist es noch nicht möglich, den Weg nachzuzeichnen, den dieser erste Atomkriegsplan einer Unterkommission des Vereinigten Generalstabs durchlief, bis er 1947/48 in den offiziellen Atomkriegskonzeptionen des National Security Council und des diesem seit seiner Gründung im Jahr 1947 unterstellten Vereinigten Generalstabs aufging. Auf jeden Fall handelte es sich um mehr als das Sandkastenspiel einer wildgewordenen subalternen Planungsgruppe. Wenn auch noch detaillierte Forschungen ausstehen, so läßt sich doch schon heute feststellen, daß in diesem Planungspapier nach den Bomben von Hiroshima und Nagasaki der erste Atomkriegsfunke zu orten ist, der an die Lunte des Kalten Krieges gelegt wurde. Aber noch sprang der Funke nicht über (wobei es bis heute bekanntlich blieb, und weshalb bis heute historikhe Forschungen noch sinnvoll sind).

Der Atomkriegsplan der amerikanischen Geheimdienstchefs ließ sich 1945/46 weder politisch noch militärisch durchsetzen, so sehr auch der Präventivkriegsgedanke für die dahinterstehenden radikalisierten Weltmachtinteressen stehen mochte. Politisch war der Plan undurchführbar, denn 1945/46 genoß das Land des »Onkel Joe«, wie Stalin in den USA genannt wurde, eine internationale Reputation, wie wir sie uns heute kaum vorstellen können: ein unverhoffter atomarer Präventivschlag hätte weltweit revolutionäre Widerstandsbewegungen ausgelöst.

Wenig anders verhielt es sich auf der strategisch-militärischen Ebene. In der zweiten Fassung ihres Plans erklärten die Geheimdienstchefs explizit, daß es unmöglich wäre, die Rote Armee durch den Einsatz von Atomwaffen entscheidend zu schwächen. Wenn dem so war: wer wollte dann ausschließen, daß die sowjetischen Armeeführer auf das Chaos der Massenvernichtung in Moskau Und Leningrad auf eigene Faust mit einem verzweifelten Vorstoß in die zentral- und westeuropäischen Metropolen antworten würden? Vielleicht würde sich dann die gesamte Arbeiterklasse Europas mit ihnen verbünden und im Angesicht der sowjetischen Ruinen eine noch bedrohlichere sozialistische Alternative gegen den Weltmachtanspruch von Wallstreet und Weißem Haus hervorbringen? Angesichts dieser Dimensionen war drittens die Annahme, daß etwa die Hälfte der damals verfügbaren strategischen Bomberflotte der USA von ihren Einsätzen nicht zurückkehren würde, nicht ohne Interesse: es fehlte ganz einfach noch am sogenannten Zweitschlag-Potential, um auch geich noch die zu erwartenden internationalen Aufstände in der atomaren Strahlung zu verbrennen.

Für uns Deutsche ist es doppelt bestürzend, ein solches Dokument zu lesen. Vier Jahre vor der Abfassung des ersten amerikanischen Vernichtungsplans hatte die Naziführung ihrerseits die »Ausradierung« von Leningrad und Moskau geplant - mit den ihr damals zur Verfügung stehenden»konventionellen« Mitteln. Welcher Schrecken wäre größer gewesen - der von 1941 oder der von 1945? Die Existenz eines schon im November 1945 vorgelegten Atomkriegsplans gegen die Sowjetunion erklärt im übrigen auch die zynische Eile, mit der die im besetzten Deutschland operierenden Stäbe des OSS sich der einschlägigen Nazi-Vernichtungswissenschaftler und -Technokraten bemächtigen, ohne sich um die von ihnen tatsächlich begangenen Massenverbrechen zu kümmern. Der OSS riskierte viel, um hier als Erster eine makabre Erbschaft anzutreten.

Konkret 02/86, S. 44

Gerhard Armanski

Auto-Lust
100 Jahre Auto

Noch gibt es sie - die Lust am Auto. Sie stand ihm, wie das Nutzkalkül, Pate und lag seinem Siegeszug zu Grunde. Aber die Wünsche und Versprechungen sind in die Jahre gekommen. Gerade ihre massenhafte Erfüllung hat sie untergraben. Aus Lust wird Last, aus Freiheit Zwang. Aus der Traum? Erstickt im Stau und Staub und Smog und Rost? Doch der Autotraum ist zäh. Aggression, Abenteuer und Autobahn speisen ihn täglich neu

My car is my castle. Versprochen ist versprochen. Der Nutzen des Autos ist zunächst mal ganz handfester Natur. In seinem Gebrauchswert ist eine große Portion Lust und Bedeutung, eine kulturelle Symbolfracht, die der Autokultur erst ihre spezifische Dynamik verleiht. Das von Sehnsüchten besetzte Auto erlaubt halbwegs unabhängig zu sein, verspricht Lebenssteigerung, Neues und Abenteuer sowie Kinderwünsche zu erfüllen. Hier sitzt das stärkste Gegengewicht zu allen rationalen Kosten-Nutzen-Überlegungen.

Und man wird am Zustand der Dinge nicht das geringste ändern können, solange auf dem gegebenen sozialen Fundament der libidinöse Apparat das Auto derart weiter umschlossen hält.

Der Kraftwagen erscheint ja auch keineswegs so technisch-instrumentell, wie das der Name meint, auf dem Markt. Denn die Produktion liefert der Konsumtion ihren Gegenstand *und* ihre Bestimmtheit, »dem Bedürfnis nicht nur ein Material, sondern dem Material auch ein Bedürfnis... Die Produktion produziert daher nicht nur einen Gegenstand für das Subjekt, sondern auch ein Subjekt für den Gegenstand.« (Karl Marx). Die soziokulturelle Lebensproduktion richtet den Individuen schon ihre Möglichkeiten und Wünsche. So ist »das Verkaufsgut Auto in eine Bedeutungshaut gehüllt«, die von den produzierten Autowünschen herrührt und sich in der Sprache des Autodesigns ausdrückt. Der Kraftwagen ist ein hoch narzißtisch besetztes Kommunikationsmittel nach innen und nach außen. In der bunten Warenwelt des Autos treten einem eigene Gefühle verdinglicht entgegen.

Umfragen haben eine allgemeine Verbreitung der Sehnsucht nach dem Wunschauto ergeben, die sich etwa je zur Hälfte in Richtung Sportwagen oder schwere Limousine gabelt. Leicht kann man nun den Werbespruch von MG verstehen: »Psychologen behaupten: Die Limousine ist die Ehefrau. Der Sportwagen die Geliebte.« Das Wunschauto soll beweglich, stabil und schnell sein, Geborgenheit gewähren und einen Machtwechsel ermöglichen. Realiter läuft die Kreuzung aller dieser Wünsche auf das Kompaktauto Modell »Golf« hinaus, was auch dessen Erfolg erklärt. Der aus sozialen und psychischen Gründen differierende Status der Automarke legt das Verhalten des Käufers und Fahrers fest, bedeutet Verpflichtung oder understatement. Die Autosehnsüchte und Erlebnisqualitäten von Wunschautos gehen wiederum in die Entwürfe und Testberichte von Automobilen ein, womit sich deren Kaufreiz erhöht und - mit der suggestiven Kraft der Werbung - der Kreis geschlossen wäre.

Das Auto verspricht Teilhabe am technischen Fortschrittsprojekt der Gesellschaft und dessen neuestem Stand. Der Erwerb der jeweiligen Neuheit stärkt das eigene Selbstgefühl, erscheint geradezu als Persönlichkeitsverbesserung. Dem Rhythmus unserer Tauschwertgesellschaft folgend, spielt sich das Leben der Autos in einem raschen Zyklus aus Neuheit und Verfall ab. Nirgendwo sonst spielen Mode, Produktaufmöbelung und moralischer Verschleiß in der Sphäre der 'dauerhaften Konsumgüter' eine solche Rolle. Die Attraktion des Neuen besticht per se, geht mit Verschleiß- und Wegwerfmentalität sowie der Abwertung des Gewohnten einher. Der lineare bürgerliche Fortschrittsbegriff schlägt sich hier als fortdauerndes Bestreben nieder, die Nase vorn zu haben, sozial und technisch aufzusteigen. Der beständige wunsch- und profitgenährte Ausstoß von 'Neuigkeiten' verheißt ein unendliches Fortschreiten für unendliche Bedürfnisse - und läßt dabei den Wort- und Bedeutungsgehalt des »Neuen« ganz auf den Hund kommen: Denn der seit einem Jahrhundert oder jedenfalls seit fünfzig Jahren gegebene technische Grundbestand wird jeweils nur neu verkleidet. Neue Form, neue Farbe, neue Oberfläche, neue Ausstattung - das macht die warenästhetische Erscheinung des Gebrauchswerts Automobil aus, die für seine geschichtliche Rolle ganz unverzichtbar ist.

n der Unabhängigkeit und Geschwindigkeit, die das Auto verleihen soll, sind uralte Freiheitsträume des Menschen angesprochen. Das Pferd ist hier phantasiebesetzter historischer Vorläufer. In der Antike rollte der von feurigen Rossen gezogene Sonnenwagen über das Firmament, das geflügelte Pferd Pegasus schwang sich hoch, furchtbar raste der gepanzerte Streitwagen. Das Auto schien den Archetypus des glück- und kraftbringenden Pferdegespanns einzulösen, emanzipiert von der leicht erschöpfbaren tierischen Natur und obendrein für jeden einzelnen bald in Reichweite. Der Motorwagen bedeutete eine markante Grenzüberschreitung des sich mit eigenem Werk aus der Natur lösenden Menschen.

Die gekaufte Kraft im Kasten (»Tiger im Tank«) bietet sich der sehr beschränkten eigenen als ungeahnte Steigerung an, als »substantielle Verlängerung der Person, ihrer Entwicklung und Entfaltung« (Otl Aicher). Mensch und Auto verschmelzen zum synthetischen Produkt Autofahrer, anonym, verdinglicht und maskenhaft. Volksmund und Werbung wissen um die Symbiose, wenn sie vom Golf-, Mercedes- oder BMW-Fahrer sprechen - womit sie auch klarmachen, daß es auch im

Automobil-Reich keineswegs so frei und gleich hergeht wie verheißen. Vielmehr entpuppt sich die Autogesellschaft bei näherem Zusehen als privatisierte Machthierarchie.

Mit der kraft- und bedeutungsgeladenen Verlängerung des eigenen Ichs läßt sich trefflich fuhrwerken. In Ben Hurs Rennen und dem Gladiatorenringen auf Leben und Tod im antiken Zirkus finden wir die Vorbilder der alltäglichen Inszenierung von Wettstreit und Macht auf den Kfz.-monopolisierten Straßen. Hier tobt sich kompensieren d und reproduzierend das Konkurrenzdenken der bürgerlichen Gesellschaft aus - verdichtet im Leitbild des dynamischen und kraftvollen Fahrers.

Ein vorschnelles Einschießen auf die Figur des rücksichtslosen Autofahrers läßt freilich außer Acht, daß die Straßenverkehrsordnung auf der einen, die Autoindustrie auf der anderen Seite Aggression und Gewalt vorprogrammieren, indem sie Ungleiches gleich behandeln und damit dem Recht des Stärkeren Tür und Tor öffnen bzw. superstarke Modelle anbieten, die man nirgends mehr - nicht einmal mehr in der autofreundlichen BRD - ungestraft ausfahren kann. Das affektive Ausleben individueller und gesellschaftlicher Spannungen, über das Instrument Auto vermittelt, speist sich auch aus Versagung und Angst. »Auf dem Fieberbett der Menschheit spielen die Linderungen der armen Lust eine große Rolle« (Alexander Mitscherlich). Das spezifische Gebräu dieses psychodynamischen Vorgangs aus Bindung und Unabhängigkeit, Arroganz und Nervosität, Libido und Destrudo ist allerdings seit je hochexplosiv gewesen.

Unter heutigen Bedingungen ist der Gewinn an Aggressionsabfuhr und Luststeigerung nicht nur erheblich geschrumpft, er wird auch gemeingefährlich. Unlust aber, wenn sie sich im Autovolk überhaupt regt, ist noch immer hilflos und ignorant auf den Verkehr allgemein, d.h. im Zweifelsfall auf den anderen bezogen, und nährt noch immer die Hoffnung, zu entrinnen.

Andere Aspekte des Lustobjekts Auto haben noch keine solche Schmälerung erfahren. Die rollenden eigenen vier Wände gestatten, gerade auf dem Weg zur rund von der Arbeit, im Zwischenreich des Transports, eine illusorische Privatheit, die andere wenigstens vom Leibe und auf Distanz hält. In der Hoffnung auf ein Stück Freiheit im allgemeinen Verkehrsstrom, im intimen Innenraum des Kraftfahrzeugs, vagabundieren die Träume (und Ängste) am Steuer, mit Musik versorgt und nicht gern von Mitfahrern beengt. So manche wichtige Entscheidung bereitet sich en route vor oder fällt gar dort, wo zwischen den festen Lebensorten der offene Horizont des Möglichen erscheint. »Das Ding ist erfunden, das uns aus der Ersatz- und Programmwelt der verkabelten Gesellschaft herausfährt, das ganz mir folgt, auf der Suche nach echter Realität, wenn es sein muß, auf den Wegen der Flucht« (Otl Aicher). Das isolierte und dennoch eingebundene Vehikel als Gerät des einzelnen Subjekts entspricht so recht dem monadischen Typus unserer Zivilisation, wo das Gesellschaftliche bloß als Folie des Privaten erscheint, gleichwohl sich gewalttätiger und blinder denn je hinter seiner Rücken durchsetzt.

Es verwundert nicht, daß das Auto im Reich des Eros und der Sexualität einen großen Raum einnimmt. Von Beginn des Autozeitalters an erfüllte der Motorwagen auch eine sachliche und romantische Aufgabe im Dienst der Liebe. Bis in die Fünfziger Jahre war das aufregende rollende Lustlager hoch begehrt und zog eine Flut an einschlägigen Literaria, Postkarten, Zeitschriften nach sich. In Autodesign und -werbung wurde und wird mit dem Pfund einer männlich getönten automobilistischen Sexualfunktion mächtig gewuchert. Das autoerotische Bedeutungsfeld zieht sich von Pferdestärken, Glanz und schwellendem Innenraum des Autos über Drive-in-Restaurants und -filmtheater bis hin zur mobilen Prostitution. Eine größere Sexualtoleranz und die Oberfüllung der Verkehrsflächen haben jedoch dieser Pracht bereits Abbruch getan, wenn es sich auch als modisches Zitat zuzeiten wieder beleben mag.

Die Inkorporation des Männlichen und die Abwertung (bestimmter Züge) des Weiblichen in der Autokultur zeigen sich in den (produzierten) Imagines von jung, schön und stark, im »Werben des Automännchens um die Gunst des Autoweibchens«. Phallisch geformt, liebevoll gewienert und umhegt wie kaum ein Penis, wird das Auto - besonders amerikanischen Typs - andererseits auch zur vaginalen Lustkammer mit gepolsterten Pfühlen. Man denke nur an die erträumte oder reale Sexualeroberung per Auto oder die erotischen Beimischungen der Anhalterei. Wie beim Reiten vermag die zwischen die eigenen Schenkel geklemmte Kraft lustvolle Schauer auszulösen, die sich an Orten freier Wahl, auf dem Parkplatz oder in freier Natur, entfalten. Auch und gerade hier bestätigt sich das große Versprechen, überall und jederzeit alles tun und träumen und dennoch stets im eigenen Vertrauten bleiben zu können.

Gleich einem Weberschiffchen saust das Auto auf den offenen Bahnen und den festen Fäden unseres Lebensmusters hin und her, transportiert für Aufbau und Ausbruch, - Alltag und Sonntag, Realität und Phantasie. Es ist die »Mondfähre zu einem selbst.« (Otl Aicher) Noch immer birgt es das Versprechen, unabhängig, bequem und praktisch zu sein. Noch immer trägt es den Traum von den freundlichen Weiten vom freien ungebundenen Schweifen, von Genuß und Kontakt. Noch immer repräsentiert es den Wunsch nach selbstbestimmtem Leben. Im Traum der 'Selbststeuerung' liegt etwas wie Befreiung und Triumph gegenüber kindlicher und sozialer Abhängigkeit. Trotz aller Kritik: Ohne Auto ist unser Leben kaum mehr vorstellbar.

Konkret 02/86, S. 48

Otto Köhler

»Ich möchte Dich aber mit niemandem teilen«

Oder: Wie sich Fritz Engels im DDR-Fernsehen auf die Erfindung der Weltrevolution vorbereitet

Nirgends in der mitteleuropäischen TV-Landschaft gebe es, so versichern Kenner, so viele Nackt- und Bumsszenen wie im Fernsehen der Deutschen Demokratischen Republik. Den prüden Genossinnen und Genossen der frühen DDR-Aufbau-Jahre hat man fröhlich die Hosen heruntergezogen.

Ob aber die Fernsehgewaltigen der DDR einen Stammvater des Sozialismus pudelnackt ausziehen und in die Bettenschlacht werten müssen, das ist denn doch die Frage.

Friedrich Engels hatte 1985 seinen 165. Geburts- und seinen 90. Todestag - ein Grund, seine Jugendjahre in einer vierteiligen Fernsehserie zu verfilmen. Sie hieß - ganz wie eine der ewigen britischen Fernseh-Serien im DDR-Fernsehen - »Der Flug des Falken«.

Engels schrieb im Dezember 184 1: »Wenn ihr jetzt hier in Berlin irgendeinen Menschen, der auch nur eine Ahnung von der Macht des Geistes über die Welt hat, nach dem Kampfplatz fraget, auf dem um die Herrschaft über die öffentliche Meinung Deutschlands in Politik und Religion, also über Deutschland selbst gestritten wird, so wird er euch antworten, dieser Kampfplatz sei in der Universität, und zwar das Auditorium Nr. 6, wo Schelling seine Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung hält.«

Wahrscheinlich waren die DDR-Filmer - verantwortlich für das Szenarium ist Walter Baumert (nach Motiven seines Romans »Schau auf die Erde«), für die Regie Peter Wekwerth - bei etwaigen Recherchen auf dieses Engels-Zitat gestoßen und versuchten sich *vorzustellen, wie* solch *ein* geistiger Kampfplatz *in* der Universität aussähe. Und dabei stiegen sie tief ins Archiv und holten sich die PK-Berichte der Springerpresse über die Zustände an der FU in den 68er Jahren. Ergebnis auf der DDR-Mattscheibe: Im Hörsaal 6 wird getobt und geschrien und als der König, um »dem ganzen Hegelspuk in Berlin ein Ende« zu machen, Friedrich Wilhelm Schelling, den Hegel-Feind, nach Berlin beruft, da führt sich der Junghegelianer-Kreis um Friedrich Engels so auf, wie man es der Kommune 1 anno 68 nachsagte: da gibts faule Eier und Tomaten. Den Plan, eine Bombe zu legen, geben sie gerade noch auf und zum Empfang von Schelling entrollen sie über dem offiziellen Transparent (»Sei gegrüßt, o Schelling, Du leuchtender Stern der Philosophie«) ihr Plakat ' ein mächtiges Hinterteil mit dem Text: »Willkommen im königlichen Arsch, o Schelling, du Knecht der Theologie.«

Engels indes der - das immerhin ist historisch verbürgt - zwei Broschüren gegen Schelling geschrieben hat, gewinnt Distanz von solch lausbübischem Treiben. Eines Tages nämlich erwartet ihn aufgeregt seine Wirtin: »Es ist Besuch da - eine Dame, eine wirkliche Dame und ich habe sie in der Küchenschürze empfangen.« Es handelt sich - wie sich rasch herausstellt - um Gabriele Henkel, die ihn zu einer Tasse Tee in ihren Salon einläd: »Ich habe einen guten Bekannten, der nichts sehnlicher wünscht, als Sie kennenlernen zu können.« Es ist natürlich Professor Schelling, den das DDR-Fernsehen, im Henkel-Salon so zum 21jährigen Engels sprechen läßt: »Ich habe Ihre Schrift gegen mich mit dem größten Interesse gelesen und ich kann meinen Jugendgefährten Hegel nur beneiden, daß ihm über das Grab hinaus ein solch rigoros ungestümer Verteidiger erwachsen ist.«

Gabriele Henkel fragt: »Wollt Ihr Euch zurückziehen?« Schelling: »Wollen wir?« Sie wollen. Zurückgezogen sagt Schelling: »Was kann Ihnen Hegel bieten? « Zurückgezogen antwortet Engels: »Den Glauben an den Fortschritt der Menschheit.« Schnitt. Engels: »Nein, Herr Professor, auch der Geist ist Realität.« Schelling: »Da weichen Sie aber von Hegel ab.« Durch die Tür Gabriele Henkel mit Tee: »Entschuldigt, aber zwei Stunden ohne Erfrischung.« Wieder Schnitt und Philosophisches. Endlich Schelling: »Sie sind ein Phantast, der zu viel Hegel gelesen hat.« Der junge Engels schüttelt nur ernst den Kopf. Gabriele Henkel zum aufbrechenden Schelling: »Und Du willst wirklich nicht zum Essen bleiben.« Der (aufgewühlt): »Entschuldige, aber ich muß jetzt erst einmal allein sein. « Sie: »Hat er Dir so zu schaffen gemacht«, er: »Ach Bettina (das DDR-Fernsehen hat Gabriele Henkel fälschlich den Namen Bettina von Arnim gegeben), die Jugend gibt uns keiner zurück. «

Auch Engels stürmt ungesättigt in die Nacht hinaus. Denn er muß nach diesem vom DDR-Fernsehen arrangierten Zusammentreffen mit Schelling noch mächtig viel denken.

Seine eigentlich Wende vom Junghegelianer, der an die Allmacht der Ideen glaubt, zum Materialisten erfährt der junge Engels durch Suzanne, die Nichte eines Armenarztes. Suzanne nimmt Friedrich mit ins Proletarierviertel von Berlin, wo die Cholera ausgebrochen ist. Das ist der Wendepunkt.

»Wo bin ich bloß hingeraten Suzanne? Können die Menschen überhaupt ihr Schicksal selbst bestimmen?« fragt er. »Oder unterliegen wir« - und hier schwillt die Musik dramatisch an - »hoffnungslos den Gesetzen der Natur.« Bang birgt der junge Engels seinen Kopf auf ihrer Schulter und wühlt in ihrem blonden Haar.

Wie gut, ihr Onkel, der Doktor, verschreibt ihm einen Landaufenthalt, und sie fährt gleich mit. Schnitt. Friedrich Engels mit Suzanne im See, beide nackt, beide plantschen, sein Hund ist prustend auch dabei.

Wieder Schnitt. Beide, diesmal ohne Hund, im Bett; vorerst auf dem Rücken, sie auf seiner Brust - wieder nackt. Friedrich Engels, der ausgezogene Mitbegründer des Sozialismus, hebt an zu sprechen: »Kannst Du Dir eine Welt vorstellen, Suzanne, wo alle Menschen glücklich sind?«

Sie: »Wer kann das nicht.« Er, ganz sanft wie mit Engelszunge: »Nein, ich meine, können wir die Welt so verändern, daß das wirklich wird?« Sie: »Fängst Du schon wieder an? «

Nein, noch liegt er ruhig auf dem Rücken und sagt: »Was man sich vorstellen kann, muß doch auch zu machen sein.« Irgendwie muß Suzanne das falsch verstanden haben. Sie küßt ihn und in einem plötzlichen Erkenntnisprozeß wälzt sich Friedrich Engels über sie - und sie bumsen und bumsen und bumsen, bis sich ihre Hand auf seinem Rücken verkrampft.

Schnitt. Die Sonne dringt ins Schlafzimmer, das Bett neben Suzanne ist leer. Wieder Schnitt. Friedrich Engels sitzt an der Quelle des Sees. Er denkt - sichtlich. Auftritt Suzanne. Fritz, ohne Gruß: » Stell Dir mal vor, Suzanne« - Suzanne unterbricht, sagt »Guten Morgen«, im Hintergrund zwitschern Vögel, kräht ein Hahn, aber Friedrich Engels läßt sich nicht stören - »Saint-Simon weist nach, daß die Industriegesellschaft die Möglichkeit in sich birgt, allen Menschen eine auskömmliche Existenz zu sichern. Voraussetzung ist allerdings, daß« - beide schreiten zum Frühstückstisch am Seeufer - »man sie planvoll entwickelt und den Gewinn gerecht verteilt.«

Sie schenkt ihm Kaffee ein. Er: »Der Staat, der bis jetzt lediglich die Freiheit unterdrückt und die Macht der Herrschenden schützt, verwandelt sich in einen Verwalter der Fabriken, Förderer der Wissenschaften und der Künste«.

m Hintergrund kräht ein Hahn - nun schon das dritte Mal. Friedrich Engels sagt: »Die fähigsten Männer leiten den Staat nach humanistischen Prinzipien.« Sie (schelmisch): »Aha, nur die Männer.« Er (zuvorkommend): »Natürlich auch die Frauen. «

So referiert Fritz beim Frühstück am See seinen Saint-Simon und fügt nachdenklich hinzu: »Allen müßte eben alles gehören.«

Suzanne schenkt ihm Kaffee nach und einen Kuß auf den Mund, die Vögel zwitschern und sie sagt: »Ich möchte Dich aber mit niemandem teilen.«

Friedrich Engels unterwirft sich dieser Logik. Tage später, beim Rendezvous im Kaffeehaus zieht er den Verlobungsring aus der Tasche und sagt: »Fräulein Suzanne, ich frage sie hiermit in aller Form, könnten Sie sich vorstellen meine Frau zu werden?« Sie, selig, sagt: »Fritz ... «

Er stellt sich schon vor: »Wir werden heiraten. Ich miete uns ein kleines Haus am Stadtrand. Im Garten feiern wir rauschende Feste, und im Winter schließe ich uns ein und laß niemand rein. Ich werde Dich lieben und ich werde arbeiten und ich werde die Welt verändern.«

Spätestens an dieser Stelle werden sich viele DDR-Zuschauer und auch wir Sympathisanten in Westdeutschland sorgenvoll gefragt haben: Wie will der Engels von seiner Datscha aus eigentlich die Weltrevolution machen? So schafft er es doch nicht mal, die DDR zu erfinden.

Richtig. Aber gemach, das Schicksal hält für Suzanne seine Schläge bereit. Die Liebenden verlassen, noch selig, Schampus und Kaffeehaus, besteigen die Kutsche und da hört man sie schon aus der Ferne - die Zeitungsjungen: »Berliner Abendblatt: Chartisten-Aufstände verbreiten Terror und Schrecken in ganz England.« Scharf wie Struppi läßt Friedrich Engels sofort anhalten, kauft die Zeitung und ist begeistert: »Aufstand, ausgerechnet im reichen England, was sagst Du dazu Suzanne?« Die weiß schon was kommt, sitzt belämmert da und spricht gebrochenen Herzens: »Du solltest doch sowieso nach England.«

Na und so kommt's. Engels streift noch einmal mit seinem Freund, dem Junghegelianer Edgar Bauer durch Feld und Wald, der Hund ist auch dabei. Fritz zu Edgar: »Ich muß doch unbedingt diesen sagenumwobenen Marx kennenlernen, von dem alle Welt behauptet, er sei der größte philosophische Kopf seit Hegel.« Edgar zu Fritz: »Und was wird aus ihm?« Er deutet auf den Hund.

Keine Sorge. Beim Abschied von Suzanne sagt Friedrich Engels zum Hund: »Paß gut auf Suzanne auf, hörst Du?« Und zu ihr: »Ein Wort und ich bleibe! « Sie küßt ihn entsagungsvoll: »Nein, Du mußt gehen und ich muß bleiben.«

Er geht nicht, er fährt mit der Kutsche davon nach Westen mitten durchs Brandenburger Tor - Axel Springer selig hat's aufgemacht. In Köln macht der Reisende Station, trifft Marx: »Guten Tag, mein Name ist Engels. « - »Na dann kommen Sie mal«, versetzt Marx. Sie plauschen über die Zukunft der Revolution.

Letzter Schnitt: Engels setzt nach England über. Und zu einer Love-StoryMelodie erklingt die Stimme des DDR-Fernsehens: »Friedrich will draußen nach der Wahrheit suchen, nach dem Gesetz der Geschichte. Er ahnt, wo die Kräfte zu

finden sind, die die historische Mission erfüllen können, die Welt zu verändern, daß ein menschenwürdiges Dasein für alle möglich ist.«

Wir aber fragen: Wird Fritze diese Kräfte finden? Was wird dann aus Suzanne und dem Hund? Wird Fritz aus seiner Bekanntschaft mir Karl Marx Nutzen ziehen? Werden sie gemeinsam den Marxismus gründen? Oder wird sich Fritz lieber den Marx-Brothers anschließen, die Weltrevolution vergessen, wird es keinen Sozialismus, keine DDR, kein Fernsehen der DDR und nicht einmal diese Serie des Fernsehens der DDR geben?

Konkret 02/86, S. 50

Carl L. Guggomos

Berlin tut(et) gut

Die Vorbereitungen zur 750-Jahrfeier unter besonderer Berücksichtigung der Leibesübungen

»Ganz Berlin« bereitet sich auf die Feiern zum 750. Jahrestag der ersten Erwähnung einer Havelansiedlung vor. 1987 soll das sein. Aber in Abwandlung des jüngsten Senatswerbespruchs, nach dem Berlin gut tun soll, kann man wohl sagen: Berlin tutet gut. Schon jetzt.

Ganz Berlin: Der Ostteil der Stadt tutet als Hauptstadt der DDR. Der Westteil - niemand weiß so recht, in welcher Funktion das westliche Jubiläum begangen werden soll. Also wird erstmal tüchtig Wind gemacht; etwas, wovon die Berliner nun wirklich einiges verstehen. Denn man sollte nicht vergessen, daß Berlin-West immerhin das einzige Gemeinwesen der Welt ist (bitte ein Guiness-Eintrag!), das seine miese Luft in Dosen verkauft.

Berlin-Ost geht das Jubiläum mit zwei festumrissenen Programmen an, die beide freilich nicht den kurzen Atem der letzten Tage haben: Zum einen soll die Lösung des Wohnungsproblems, das die SED allen DDR-Bürgern für 1990 in Aussicht gestellt hat, für die Hauptstadt drei Jahre früher vollbracht sein: Jedem Ost-Berliner eine neue oder doch renovierte oder doch sanierte Wohnung.

Zweitens: Der historische Stadtkern, vorwiegend Spätbarock oder klassizistisch, wird forciert restauriert. Zugegeben: Alles, was wirklich historisch wertvoll ist in Berlin, Westberlins Wahrzeichen Brandenburger Tor inklusive, liegt im Ostteil der Stadt. Im Westen gibts außer der Spandauer Altstadt und einigen Bauernhöfen in Lübars nur das langweilige Charlottenburger Schloß. So geraten denn kaum 60 Jahre alte Gelegenheitsarchitekturen wie das Gloria-Filmtheater am Kurfürstendamm zum Kulturobjekt; um ein Haar wäre so ein nach 1945 errichteter Verkehrsturm am Kranzlereck unter Denkmalschutz gestellt worden. Die Verhüllungen des Reichstages durch den einschlägig bekannten bulgarischen Verpackungskünstler darf pietätshalber nicht stattfinden; das von Helmut Kohl geschenkte Historische Museum ist noch ohne Bauplatz und Architekt; vor der Gestaltung des ehemaligen Gestapogeländes ums Prinz-Albrecht-Palais als Gedenkstätte drückt man sich. Aber irgendwie muß die Stadt »gestaltet« werden. So plant man an Florenz erinnernde Arkaden am Bahnhofsvorplatz des Zoo; einen an Venedig orientierten »Campanile« gegenüber dem Operettentheater des Westens und, als neuestes, eine Art »Obelisk« (Roma! Roma!), damit die von der Autobahn kommenden Touristen gleich merken: Hallo, hallo, jetzt beginnt der Ku'Damm.

Der Berliner Senat sieht seine Gemeinde liebend gern im Vergleich zu New York. Parallelen aber gibt es eher mit Las Vegas: denn nur in Las Vegas und Berlin wird so auf Show, auf Außenwirkung und ohne Funktion für die Stadtbewohner Bau auf Bau hochgestapelt.

Diese Vorrede mußte, so meine ich, sein, weil sonst niemand die städtischen Klimmzüge auf dem Gebiet der Leibesübungen verstehen kann.

Auf diesem Gebiet hat der östliche Teil den westlichen längst weit überholt. Zwar gibt es im Westen mit dem Olympiastadion ein doppelt so großes Rund als im Osten. Mangels sportlicher Veranstaltungen wird im Olympiastadion aber mehr gebetet und geblasen als gespurtet und gelaufen. Mal ist ein Kirchentag, mal ein Billy Graham und mal das vereinigte Blasorchester der Schutzmächte zugange.

In Ost-Berlin spielen zwei Fußballvereine in der Republikliga, darunter der Meister. Der DDR-Eishockeymeister kommt aus der Hauptstadt und überhaupt einer von fünf individuellen Titelträgern in allen Sommer- oder Hallensportarten.

Wenn der Bundespräsident alljährlich den »Deutschen Meistern« sein Silberlorbeerblatt überreicht, sind auch mal West-Berliner drunter, aber meist in so putzigen und weithin unbekannten Sportarten wie Bohlenkegeln, Motorbootfahren, Squash oder Wasserball.

In den publicity-trächtigen Mannschafts-Bundesligen spielen Berliner Vereine nur im Hockey eine Rolle. Im Handball werden die Reinickendorfer Füchse trotz der Million, die der Immobilienhändler Bendzko bisher in die Mannschaft steckte, diesmal aus der Bundesliga absteigen. Im Basketball hofft der DTV Charlottenburg nur auf einen Mittelplatz, im Volleyball wollen die »Saunafreunde« den Abstieg vermeiden. Im Eishockey wollen die »Preussen« endlich im dritten Anlauf in die Bundesliga - aber Experten sind sich bereits sicher, daß trotz immenser Einkäufe des Mannschafts- und Steakhouse-Besitzers Windler in der Qualifikation wieder ein Südclub, diesmal Augsburg, die Nase vorn haben wird.

In den Bundesligen der Ringer, Gewichtheber und Judoka ist West-Berlin nicht vertreten. Bei den Boxern war man mal erste Sahne - mit acht Türken unter elf Mann. Aber seit die Türken nicht mehr »Berliner Meister« werden können (Originalton des »Regierenden« Diepgen: »Berlin hat immer alle Fremden mit offenen Armen aufgenommen, Hugenotten, Schwaben, Schlesier, Juden ... «), weil sie den arischen Nachwuchs frustrierten, gibt es keine Berliner mehr in der Box-

Bundesliga. Und dann der Fußball, trotz Beckenbauers dilletierender Truppe immer noch der Fans liebstes Massenereignis.

Rund 150 Millionen Mark haben in 22 Jahren Profifußball die sechs Vereine Hertha BSC, Tennis Borussia, Blauweiß, Tasmania, Wacker 04, SC Charlottenburg und deren Mäzene in das Abenteuer »Berlin in die Bundesliga« gesteckt. Zu mehr als kurzen Gastspielen hat es nie gereicht; wenn nicht sportliches Unvermögen den Abstieg brachte, dann ruchbar gewordene betrügerische Machenschaften von Spielern oder Vorstand.

Dabei lebt der West-Berliner Profifußball, anders als in der Republik, nicht nur von privaten Mäzenen. Es wird kräftig öffentlich subventioniert, als Ausrede dient der sogenannte »Standortnachteil«.

Und so ersetzt der Berliner Senat allen Berliner Bundesliga-Mannschaften samt Begleitertross die Kosten für Hin- und Rückflug nach Westdeutschland sowie die dort anfallenden Bus- oder Eisenbahnkosten zum Stadion; dazu bekommt jeder Bundesliga-Reisende noch 40 Mark Tagesspesen. 2,6 Millionen Mark sind das. Hinzu kommt noch eine weitere halbe Million als Zuschuß für Trainingslager, Sportplätze und hauptamtliche Trainer.

Grundsätzlich stellt der Senat alle seine Sportstätten den Vereinen unentgeltlich zur Verfügung. Das gilt auch für die Fußball-Profivereine, die erst Abgaben zahlen müssen, wenn sie bei einem Spiel mehr als 30.000 Zuschauer im Olympiastadion haben. Für die Billettverkäufer und Ordnungskräfte im Stadion kriegen die Profiklubs dafür noch einem einen Jahreszuschuß von 120.000 Mark.

Die westdeutschen Vereine aber müssen nicht nur ihre Reisen von Bayern nach Schleswig-Holstein und umgekehrt selber bezahlen; auch wenn sie - wie jetzt in der zweiten Fußball-Bundesliga - dreimal pro Saison nach West-Berlin reisen müssen, bekommen sie dafür keinen öffentlichen Pfennig.

Trotzdem - oder vielleicht grade deshalb - hielten und halten die Berliner Kicker nichts vom Sparen. Kommt beispielsweise der FC Homburg (Saar) mit einem Monatsetat von 70.000 Mark und der aufstiegsverdächtige KSV Kassel mit einem von 150.000 Mark aus, so schlagen die Berliner Vereine allein bei den Personalkosten mit 200.000 monatlich (Hertha), 180.000 (Blauweiß) und 170.000 (Tennis Borussia) zu.

Die Schulden sind entsprechend, wenn sie auch kräftig verschleiert werden. Hertha-Schatzmeister Herzog, hauptberuflich Sarghändler, gab die roten Zahlen seines Clubs am 12. September mit 3,3 Millionen Mark an, nach ungläubigem Nachfragen am 18. September mit 4,98 Millionen Mark. Ein drittesmal inquiriert, schob er am 19. September nach, der Zuschauerschwund in der laufenden Saison mache hochgerechnet aufs Saisonende weitere 450.000 Miese aus. Herzog versäumte freilich nicht auf das »wertvolle« Grundstück hinzuweisen, das man vor zwei Jahren für den »Spottpreis« von 1,65 Millionen Mark gekauft habe und das »jetzt einen Schätzwert von 2,45 Millionen Mark« darstelle. Da lachen die Makler des zusammengebrochenen Berliner Immobilienmarktes wie die Hühner. Da spielt es auch gar keine Rolle mehr, daß Hertha das Villengrundstück auf Pump kaufte und es mit einer Hypothek von 1,6 Millionen Mark belastet ist...

Tennis Borussia hatte vor dem Wiederaufstieg in die zweite Bundesliga erst Schulden in Höhe von 2,5 Millionen Mark zu tilgen. Das besorgte ein Mäzen-Kreis um den Quizmaster Rosenthal. Der Förderkreis stellte eine weitere dreiviertel Million für den Einkauf neuer Spieler bereit. Über den gegenwärtigen Schuldenstand wird Stillschweigen bewahrt. Man kann ihn ausrechnen: Bei monatlich zwei Heimspielen, die selten von mehr als 2500 Leuten besucht werden, kommen Eintrittseinnahmen von rund 30.000 Mark zustande. Da fehlen allein zum monatlichen Mannschafts- und Betreuer-Etat schon mal 140.000 Mark. Der Sponsor, 'die Berliner Milchmeierei »emzett« zahlt jährlich laut Vertrag 150.000 Mark. Das reicht also grade für einen Monat...

Blauweiß, ein Verein aus dem südlichen Vorort Mariendorf, ist ein noch undurchsichtigeres Unternehmen. Nachdem er bei München 1860 abgeblitzt war, erschien bei den Blauweißen vor drei Jahren Konrad Kropatschek mit einer fast kompletten Mannschaft. Die Spieler waren und sind Eigentum der Lebensgefährtin des blauweißen Konrad, der Dame Härtfelder, die im Fränkischen eine Agentur für Sportartikelwerbung betreibt.

Die Mariendorfer, denen die Möglichkeit eines Deutschen Meistertitels vorgegaukelt wurde, stiegen ein und tatsächlich mit den talentierten jungen Spielern von der Landesliga erst in die Oberliga und dann in die zweite Bundesliga auf. Zwei Millionen Mark stopfte die Agentur in diesen Durchmarsch. Inzwischen ist das Geld ausgegangen und die Spieler bekommen ihr Salär so stockend, daß sie slow-go auf dem Rasen betreiben. In der zweiten Liga krabbeln sie, als immerhin noch bester West-Berliner Verein, im Mittelfeld herum. Tennis und Hertha werden schon als Abstiegskandidaten ins Amateurlager gehandelt. Das würde die Auflösung der Vereine bedeuten.

Die Tristesse ist auch durch Rückgriffe auf altbewährtes Berliner Mauscheln nicht aufzuhellen: Hertha-Schatzmeister Herzog hatte, beispielsweise, früher in seinen Särgen versteckte Eintrittskarten an der Steuer vorbei verkauft. Nur, an wen steuerfreie Tickets verkaufen, wenn sich bei Hertha-Spielen im 90.000 Mann fassenden Olympiastadion grademal 3.000 bis 5.000 Leute verlieren? Der zu SPD-Senatszeiten gebildete Wirtschaftsausschuß, in dem noch die abgehalfterten SPD-Alten

Neubauer und Striek hocken, ist ausgeblutet; er steht bei der Berliner Bank mit zwei Millionen Mark Bürgschaft in der Kreide.

Der Senat von Las Vegas hat die heimische Sportszenerie offenbar abgeschrieben, worauf auch die Auflösung des Sportausschußes des Abgeordnetenhauses hindeutet.

Unter Anleitung des Diepgen-Senats hat sich stattdessen ein hochkarätiger Club zusammengetan, in dem die kleinkarierten Berliner Vereine nicht vertreten sind, dafür der Parlamentspräsident und einige andere CDU-Abgeordnete, der ehemalige Pan-Am-Flieger und jetzige Berliner Wirtschaftssonderbeauftragte, der US-Amerikaner Robert Layton sowie vom Arbeitgeberverband der Dr. Kleiner. Sie wollen »einige Millionen« sammeln, um damit »Leistungssportler« zusätzlich zu den Bundesprämien zu fördern; also aus der Republik nach Berlin-West kaufen.

Ein anderes, unter namhafter CDU-Leitung stehendes Gremium ist bislang daran gescheitert, eine Berliner Bewerbung für Olympische Sommerspiele den Olympiern schmackhaft zu machen. Als dann auch noch der Versuch, Berlin an der nächsten Fußball-Europameisterschaft zu beteiligen am allgemeinen Unwillen der Fußballer von Moskau bis Lissabon abprallte, beschloß der Senat von Las Vegas im Rathaus Schöneberg die Sachen in die eigene Hand zu nehmen.

Nachdem das »Berlin-Marathon« schon zum größten Ereignis der Leichtathletik hochgestylt wurde, dem Lauf der Marsch der 25.000 Schulkinder über den Kurfürstendamm zum Laternentag als beteiligungsmäßig stärkste Kleinkinder-Ansammlung seit dem mittelalterlichen Kinderkreuzzug folgte, kommt nun die Radelei:

Quasi als Senatsveranstaltung beginnt 1987 die Tour de France auf dem Ku'Damm. Drei Millionen legt der Senat dafür den Veranstaltern auf den Tisch. Weitere drei Millionen dürfte das Spektakel organisatorisch in Berlin kosten, Transport des Tour-Circus nach Berlin und nach France retour inbegriffen. »Das Geld ist gut angelegt,« erklärte der Wirtschaftssenator und Weinhändler Pieroth, denn »darüber wird man in der ganzen Welt berichten«.

Und das soll noch nicht alles sein. Der Senat arbeitet an weiteren sportlichen Show-Effekten, über die allerdings noch Stillschweigen bewahrt wird, »weil die Aufmerksamkeitskurve für das Stadtjubiläum in eineinhalb Jahren noch einige Fixpunkte benötigt« (Berliner Werbedeutsch).

Die sozialdemokratische und alternative Opposition zeigt sich verblüfft bis hilfreich: »Beispielsweise könnte man die Ostafrika-Rallye 1987 im Nashorngehege des Berliner Zoo beginnen lassen«. Oder man könnte »das Basislager für die nächste Mount-Everest-Besteigung auf den Kreuzberg legen.« Logisch, daß dies nur in Kreuzberg ginge; denn auf Berlin-Wests höchster Erhebung, dem Teufelsberg, sitzen die Horchposten der Amis, und denen möchte man nur nahesein, nicht zu nahetreten.

Konkret 02/86, S. 61

Hans Platschek

Raymond Mason

Karikierend, vulgär, und randvoll von Alltagsgeschichten: die Szenen und Schaubilder des englischen Bildhauers Raymond Mason, ausgestellt in Paris und Marseille

Bevor er mit Jodsilber und Licht Stücke der Außenwelt tatsächlich auf Platten bannen konnte, hatte sich Daguerre bereits als Schausteller hervorgetan. 1822 erfand er eine Monumentalbühne, auf der allerdings nichts ablief; vielmehr sorgte ein solches »Diorama« mit stehenden Bildern für wochenlange Illusionen, denen das zahlende Publikum, in der Meinung, es wohnte Napoleons Schlachten oder einem Alpenglühen bei, in Scharen erlag. Verschiedene, raffiniert angebrachte Beleuchtungen ließen den Eindruck einer wechselnden Tageszeit, mitunter sogar einer Bewegung aufkommen. Während sich nun Daguerre wenig darum scherte, ob er mit dem Diorama erst, mit seiner Vorform der Photographie später, Kunst, Entertainment oder ein Handwerkszeug in die Welt gesetzt hatte, schrien empfindlichere Gemüter Zeter und Mordio. Baudelaire malte das Schreckensbild einer sich selbst spiegelnden Masse an die Wand, die den Spiegel für Kunst nahm: ein rächender Gott hatte ihre Gebete erhört, und Daguerre sei sein Prophet.

Etwas schlichter haben die eigentlich Betroffenen, die Maler und die Bildhauer reagiert. Nach dem ersten Schrecken besannen sie sich auf das, was sie die »bildnerischen Werte« nannten; sie betrieben, grob gesagt, eine Art Grundlagenforschung, die ihnen allerdings Schwierigkeiten mit dem Sichtbaren, der Außenwelt und den Realitäten überhaupt einbrachte. Besonders schwer hatten es die Bildhauer. Wo auch der detailversessenste Maler seinen Bildraum noch erfand, mußte der Bildhauer sich mit einem realen Raum auseinandersetzen, dem Raum, darin sein Gebilde stand. Ein Gewächs, ein Prunkgebäude, eine Hauptverkehrsstraße konnten dieses Gebilde ebenso erschlagen wie ein falsch proportionierter Ausstellungsraum imstande war, ihm die Wirkung zu nehmen. Es ist wahr, solche Überlegungen sind Gemeinplätze. Auch dürfte Baudelaires Entsetzensschrei zur Zeit nur Wertkonservative faszinieren.

Der englische Bildhauer Raymond Mason, ein Querkopf, der seit vierzig Jahren in Pans lebt, ein Freund Giacomettis und mit allen Wassern der Kunst seiner Zeit gewaschen, legt es seit Jahr und Tag darauf an, Szenen und Schaustücke herzustellen, denen man eine entfernte Verwandtschaft mit dem Diorama nachsagen kann. Auf der einen Seite nämlich kommt Alltägliches, ja Plebejisches ins Bild; Mason selbst sagt, seine wichtigeren Arbeiten seien in einem Größenverhältnis gehalten, das dem Beschauer erlaube, sich als Teil der Szenerie zu verstehen. Auf der anderen Seite aber lehnt Mason jeden Illusionismus ab: Photographie ist für ihn ein Leichnam; er arbeitet ohne Modelle und er denkt gar nicht daran, wie er ein andermal sagt, seine ästhetischen Absichten zu verwässern. Wieder ein andermal scheut er sich nicht, und das in Paris, die Inhalte, das »Was« seiner Arbeit in den Vordergrund zu rucken. Er möchte eine Kunst machen, die einen jeden interessiert. »Tümlich« allerdings soll sie nicht sein: Volkskunst, so meint er, schleppe Vereinfachungen mit sich, und wer schon bringt heute für Vereinfachungen ein Interesse auf?

Die Widersprüche sind nicht Kinder einer Konfusion, sondern, im Gegenteil, einer hellwachen Intelligenz, die Wechselwirkungen in Betracht zieht. Masons Arbeiten sind vielschichtiger, als es auf den ersten Blick scheint. Das Technische ist rasch erklärt. Von Haus aus Maler, hat sich Mason in seinen ersten Pariser Jahren mit abstrakter Plastik beschäftigt, die ihn jedoch rasch langweilte. Indem er sich aber Gegenständen zuwendete, stand er vor dem alten Bildhauerproblem, wie Lebendiges in toten Materialien, in Bronze also oder in Stein, zu verkörpern sei. Gewiß, schon die alten Griechen haben gewußt, daß man Plastiken anmalen kann. Am besten ließe sich der Gips anmalen, der im übrigen von sich aus einen ebenso zarten wie lichtempfindlichen Stoff abgibt. Nur ist Gips alles andere als widerstandfähig, für dauerhafte Arbeiten folglich ungeeignet. Die Lösung fand Mason in einem Kunststoff, Epoxydharz genannt. Das Material- wird nach dem Trocknen steinhart und wetterfest; es läßt sich überdies mit Acrylfarben ohne Risiko bemalen. Dadurch schließlich, daß Mason sich das Bas-Relief als Darstellungsform gewählt hat, kann er wie ein Maler Räumlichkeiten erfinden, ohne Zuflucht beim Trompe-d'Oeil zu suchen.

Was zustandekommt sind profane Tabernakel, bis zum Rand voll von Geschichten, die das Leben schrieb. Mason wollte immer schon einen Markt darstellen, für ihn der Inbegriff der Schönheit; konkrete Züge nahm jedoch das Thema für ihn erst an, als in Paris die Markthallen abgerissen wurden. An »Der Auszug der Früchte und Gemüse aus dem Herzen von Paris« arbeitete er von 1969 bis 1971, immer gewahr, daß er ein Riesenstilleben, einen historischen Augenblick und ein paar typische Physiognomien gleichzeitig, ohne dem einen oder dem anderen Abbruch zu tun, festzuhalten hatten. Zumal der Kontrast zwischen dem opulenten Obst und Grünzeug hier und den zwar braven, freilich karikierten Leuten dort verleiht der Szene eine zum Greifen nahe Lebendigkeit. Im Hintergrund sieht man die Kirche Saint Eustache, in der das Relief heute steht.

Sämtliche der großen Szenerien haben nicht nur mit Jedermanns, sondern vor allem mit Masons Alltag zu tun. Der Mord in der Rue Monsieur-le-Prince Nummer 48, am 23. Juni 1975, fand tatsächlich statt, und zwar vier oder fünf Häuser von Masons Atelier entfernt. »Die Tragödie im Norden«, das Grubenunglück von Liévin am Ärmelkanal, hatte zwar ein

Zeitungsphoto zum Anlaß; Mason aber war, wie er sagt, das Milieu insofern vertraut, als er in einem ähnlichen, in Birmingham, geboren wurde und aufwuchs. Visionärer schon ist die beleuchtete Menge, eine Großplastik mit fünfundsechzig Figuren, die vor einem Hochhaus in Montreal aufgestellt werden soll. Die Pointe besteht darin, daß die Beleuchtung aufgemalt ist.

Von September bis November 85 hat das Centre Pompidou Mason eine Übersichtsausstellung eingerichtet; vom Dezember bis Februar 86 ist sie im Marseiller Musée Cantini zu sehen. Die New Yorker Ausstellung im Frühjahr 85 war ein nicht nur heuristischer Erfolg. Zwar ist es unüblich, so etwas gesondert festzustellen; in Masons Fall aber hat es seine Berechtigung. Sieht man sich, und sei es nur in Abbildungen, seine Arbeiten an, so kann man sich unschwer vorstellen, welche Flut von Beschimpfungen und Verrissen sich jahrelang über ihn ergoß. Nicht nur, daß er in keinem Trend lag: bei ihm, so hieß es, feierten die Karikatur, der schlechte Geschmack und die Vulgarität Urstände. Mittlerweile hat sich der Aufruhr gelegt, obwohl es noch immer vorkommen kann, daß empfindlichere Gemüter Schaden an seiner Kunst nehmen. Mason selbst spricht darüber mit jenem unterkühlten Witz, für den die Britischen Inseln berühmt sind; er kann aber auch zur Selbsthilfe greifen. 1960, als kein Kunsthändler etwas von ihm wissen wollte, eröffnete er mit seiner Frau eine eigene Galerie.

Brecht hätte diesen Bildhauer gemocht, Breton hätte ihn gehaßt und Sartre hätte ihn nicht verstanden, ihm aber einen langen Essay gewidmet. Mason selbst spricht vom Epischen seiner Arbeit. Das Erzählen jedoch, so sagt er, soll von einer kräftigen Handlung durchzogen sein: ohne Geometrie steht kein Ausdruck. Wenn Mason ein Querkopf ist, dann nur, weil der Kunstbetrieb seine Uhren unterdessen nach den Börsenzeiten stellt.

Konkret 02/86, S. 64

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Wie nichtig ist die polit-ästhetischbedeutungstiefe Sondierung des 40-Milliarden-Lire-Lichtspiels »Enemy mine« gegen das absichtslose Beobachten rodelnder Kinder im verschneiten Stadtpark. Und wie eitel ist der prätentiöse Zoff mit einem Hausierer von postmodernem Ramsch gegen die gewiß nicht gering zu schätzende Bemühung des Schäferhundes, der jeden morgen auf dem Ruinengrundstück visavis seine Notdurft verrichtet. Wie oft mordete ich im vergangenen Jahr kostbare Lebenszeit, lachte im Krawattenkabarett über »Sprangerschaftsabbruch«, ja, sagte im Beisein der geliebten Person Worte wie Bangemann auf, oder Rau. Im neuen Jahr nun will ich Wesentlichem zugewandter leben. Zeugnis lege ich hierüber ab im Tagebuch, das ich in der sternenklaren Nacht vom letzten Zwölften zum Ersten zum ehrlichen Eintrag aufschlug. Voila!

IM INTERCITY

Auf Schiene von München unterwegs nach Stuttgart zur Dichterlesung in Fröhlichs Restaurant. Im Raucherabteil: Ein höflicher Südjemenite, ein maulfaules New-Wave-Mädel vom Ballett, ein Burschikos-Sportiver mit Gipsbein und - zwei Mitt-End-Vierziger aus der Computerei. Messe war in München, die Bücher sind, scheint's der Aufträge voll und drum läuft das Maul über. Will ichs hören? Nein, ich bin im Innersten mit der Frage zugange, warum die Intercity-Gespanne so spießig »Gorch Fock« und so bieder »Konsul« heißen-und warum sie so gar nicht auf »Schwarzer Freitag» lauten oder »Maitresse« oder »Stalingrad« oder »Profit«. Aber diese beiden faltenreichen Softwaregören geben keine Ruhe und dröhnen das Abteil voll mit der 08/15-Kleinunternehmerjeremiade. Diese Hotelwaschbeckenpisser, diese Hurenpuderer, diese Säcke, vollgestopft bis zum Knorpel mit Habe satt, mit Eigenheim plus Pool, gehorsamer Gattin in vollautomatisierter Küche, mit Daimler und Datsche auf den Kanaren und sicheren Studienplätzen für die Brut - aufs Vortrefflichste ist es ihnen gerichtet auf Erden und sie hätten alle Hände voll zu tun, damit ihr Maul zu halten, aber nein, es muß, aus luxuriösestem Felljucken raus mitten in der die Beutelschneiderei fördernden Wende über die sozialdemokratische Eiszeit schwadroniert werden, wo die Mittelschicht »kalt« enteignet wird und zwar nach »russischer Salamitaktik«, bis schließlich alle »Privatinitiative« unter dem schneeweißen Leichentuch des gleichmacherischen Kommunismus, dieser Malnahme von Neid und Unfähigkeit, begraben liegt.

0, es ist nicht daran zu denken, einen Gedanken zu fassen, denn es krawalliert dieses Gesindel sturgemütlich fort, und Ulm ist schon passiert - soll dies bis Stuttgart weitergehn? Ha! Ich werde, Halt Geislingen an der Steige, sei Zeuge meines Entschlusses, die Notbremse ziehen, soffort: Recht haben Sie, sage ich zum beleibteren der Beiden, welcher aus dem Thüringschen rübergemacht ist ausgangs der Fünfziger und jetzt einer 60-Mann-Computer-Klitsche ilie Geschäfte führt, ich, sage ich, als Einkommen versteuernder Kleinschriftsteller kann Ihnen, abgesehen davon, daß Sie Recht haben, wenn Sie sagen, daß uns der Kommunismus an die Wäsche will, nur zustimmen, wir leben in einer tödlichen Steuerprogression! O, da leuchten die Neugierlämpchen auf, was ich denn so geschrieben habe und ob man mal was lesen könnte. Aber ja, der Herr, beeile ich mich und reiche ihm die Ballade von Klaus dem Wichser, die ich 84 für SEXUALITÄT KONKRET mit heißem Herzen und kaltem Bemühn geschrieben, und wenn Sie, sage ich, und zücke einen Euro, diese Ballade bis zum guten Schluß dieser kleinen Gemeinde hier im Abteil vortragen, so soll der Euroeinzelhöchstbetrag von DM vierhundert der Ihre sein. Da lacht er, haha und dacapo haha, das wäre ja wohl mal n leichtverdientes Geld und legt gleich los: Ich heiße Klaus. Ich bin dreiundzwanzig und Student, zur Zeit ohne Semester, und auf Kur/Ich bin --- Ja, was ist denn der Klaus? Wieso stockt der Vortrag? Ich bin Wichser, ich wichse seit dem Abitur, müßte der Herr fortfahren. Aber in die Pausbacken des Herrn ist tiefes Tomatenrot geschossen, der Herr kann nicht weiter, das ist ja wi-der-lich, sagt der Herr, und seine Finger in von Ekel spreizeliger Formation reichen mir das Blatt, und es nützet nicht, daß ich sage, lesen Sie, lesen Sie, es liegen vierhundert im Pott, lesen Sie und sie gehören Ihnen, nein, der Herr liest keine Zelle mehr, das ist ja eine ganz gewöhnliche Schwei-ne-rei, sagt er, und ich nehm die Ballade an mich und will sie seinem Branchengefährten - aber der wehrt beidhändig ab, tät ihm leid, mit Schweinkram hätt er nix im Sinn, nein, mit Feigheit hätt das nix zu tun, aber Schweinkram? Nee!

Und nun hören wir im Abteil nur noch das totock totock totockototock der Räder, und eine Ruhe ist eingekehrt, und ich fixiere die beiden Herren entspannt im Hier und Jetzt bis es heißt Stuttgart Hauptbahnhof, wo mich der Staatsschauspieler und KONKRET-Abonnent Christoph Hofrichter abholt, der die abendliche Lesung mit Gitarrenspiel unterfüttern und durch den Vortrag eines Textes des württembergischen Arztes und Kommunisten, Vater Mischa's, des designierten Ministers für Staatssicherheit der »DDR«, Friedrich Wolf bereichern wird.

NACHTS

Ich denke an Neuss. Was ein Denker! In einer seiner letzten Kolumnen in der »taz« schießt er uns mit seiner These, daß alle Menschen »Mädchen sind, egal ob sie die Antenne mal nach innen (Kitzler) oder nach außen (Schwanz) tragen« mitten ins Knie. Aber, gibt er uns ad zwo zu bedenken, »diese unterschiedliche Anlage der Antennen macht im Kopf eine Fremdheit«, die wiederum dazu führt, daß Aas Mädchen den Mann durchgehend Erster werden (läßt)« man könnte, sagt er, auch sagen, »genauso wie Deutschland den Krieg verloren hat, so siegen die Mädchen«. Die Provowucht Nietzsches läßt grüßen bei seiner Abrechnung mit dem Nazarener: »Christ Superstar kann nicht gelingen, weil der Typ als Junge daherkommt und noch mit Gottvater ein Duo singt«. Mit der Rigidität des Wiedertäufers und mit der Radikalität des Kammerjägers fordert er »hiermit alle Opas und Großväter auf, ihre Vaterschaft als dioxinvergiftet im sterbenden Wald zu vergraben, denn in unserer Zeit gibt es nur noch eine Mutterschaft«, welche freilich, der intrauterinen Antenne sei's geklagt, »falsch durch- und ausgeführt wird«; frau könne sich erst richtig verhalten, »wenn sie weiß, daß sie immer wieder eine Frau gebiert, auch wenn das Ding einen Schwanz hat, Außenantenne. « Es ist Nacht und ich denke an Neuss. Ein Düffeldoffel wie Bagwahn, den ein Neuss im Koma noch in Grund und Boden philosophieren würde, macht auch nach dem Oregon-Konkurs mit links hunderttausend Mark Hotelschulden und Wolfgang hat nicht selten kein Futter für die Tauben auf dem Fensterbrett. Freilich, solang Arrivierte wie Habermas, Rohrmoser und Konsorten den Philosophie-Kollegen Neuss nicht einmal ignorieren, bleibt dessen Spirituelle Ausstrahlung auf die wöchentlich drei Sprüche im »stern« und die Kolumne in der »taz« skandalös rationiert. Kewenig, Kultussenator von WB, wielange wollen Sie warten mit der Berufung Neussens zum Direktor seines »Fernlehrgang-Instituts für Philosophie«????

Konkret 02/86, S. 66

Martin Schaub

An der Naht von Natur und Kultur

»Immer wieder diese Frage an mich, ob es ein Heimatfilm sei. 'Höhenfeuer' könnte überall zwischen Island und Japan spielen und darum auch in der Innerschweiz - in meiner engeren Heimat. Wenn also 'Höhenfeuer' ein Heimatfilm ist, so habe ich nichts dagegen, aber dann ist zum Beispiel `Grauzone' auch einer« (F.M.M.)

Die Hauptfiguren von Fredi M. Murers Film, eine Bergbauernfamilie- der Vater, Franz,

die Mutter, Hanni, die Tochter, Belli, und der »Bub«, der wieder Vater heißt -, leben in einer Welt für sich. Sie und ihr Bergheimwesen, knapp unter der Waldgrenze, sind die Welt. Wenn der Vater zu Tal geht, um einzukaufen und die Post zu holen, geht der Film (die Kamera) nicht mit; er bleibt oben, erfaßt den Schwerbepackten erst wieder, wenn er die letzte sichtbare Bergschulter unterhalb des Heimat überschreitet; die Grenze des »Eigen«, der Zaun ist das Ende der Welt. Einmal, im Herbst, sieht man im Tal unten ein Nebelmeer; der Berg der Familie ist eine Insel. Vor allem im Winter, da ist sie unerreichbar. Wenn ein Helikopter eine Kuh aus einer anderen kleinen Welt, jener des »Hinterbergs«, zu Tal fliegt, legt der Bub mit der Schneeschaufel auf ihn an; die Geste hat zu diesem Zeitpunkt eine präzise dramaturgische Bedeutung, die allgemeine verliert sie deswegen nicht. »Der Berg« ist die Welt dieser Familie und dieses Films. Unter und neben und gegenüber gibt es andere Welten, und ihre Zeichen dringen spärlich herein. Mit den Großeltern am Berg gegenüber kommuniziert die Familie mit weithin sichtbaren Signalen und mit dem Feldstecher, über jene vom »Hinterberg« weiß sie Bescheid, auch wenn sie sie nicht zu nahe herankommen läßt; manchmal hört man die Kirchenglocken vom Tal herauf, vom Helikopter war schon die Rede, ein Versandhauskatalog macht die Runde, eine Wochenzeitung sagt, wer wann gestorben ist, ab und zu geht die ganze Familie ins Tal zur Kirche oder zu den Großeltern zu Besuch. Es gibt eine Außenwelt; einmal liegt viel Geld auf dem Tisch, das Milchgeld, das Geld von einem Kuhverkauf, die Subvention und wohl auch die Invalidenrente für den Buben.

Der Bub ist gehörlos, und weil er gehörlos ist, ist die Welt am Berg noch kleiner und geschlossener geworden. Die Familie hat ein Zeichensystem entwickeln müssen; hier wird noch weniger gesprochen als wahrscheinlich auf dem »Hinterberg«. Wenn der Vater, die Mutter und die Tochter zuviel sprechen miteinander, wird der Bub zornig.

Das alles ist nicht ethnographischer Naturalismus, das ist Abstraktion. Das antike und das moderne Theater haben die Bühnen ausgeräumt und die Gedanken und Ideen mit Worten aufeinanderprallen lassen. In Murers Film wird die Sprache ausgeräumt; dafür erscheinen die Dinge wieder, und zwar mit hyperrealistischer Präzision. Weil die Anlage so abstrakt klar ist, kann diese Präzision das Werk nicht in den Naturalismus hinunterziehen.

Hier ist, das spürt man spätestens, wenn die für den Fortgang und das erste Verständnis der Geschichte notwendige Exposition, auch verbal, vermittelt worden ist, nicht die Rede von vier, beziehungsweise sechs Menschen , sondern vom Menschen, somit von dir und mir vor der Leinwand,

Die Chiffre der »eigenen Welt« ist nicht neu in Fredi M. Murers Werk: Die große Familie von Freunden, die das Personal seines ersten großen Films hergab, lebte im Garten und in der Villa »Pacifik«, die dem Film den Titel gab, und Murer nannte sie - im Untertitel - »die Zufriedenen«. Die Helden des mittellangen Films »2069« lebten in Reservaten.- an der Grenze, im Gletscher, in einem verwünschenen Schloss, in der Anstalt, auf einer winzig kleinen Insel. In »Grauzone« erklärt ein Taxichauffeur, er habe seine Wohnung zur autonomen Republik erklärt und begebe sich eigentlich ins Ausland, wenn er sie verlasse. Die vertraute Chiffre hat in »Höhenfeuer« ihren polemischen Charakter verloren und sich jener still erhabenen und rührenden Szene in »Wir Bergler in den Bergen sind eigentlich nicht schuld, daß wir da sind« genähert, wo die Familie Herger auf der höchsten Alpstaffel ihrer alljährlichen Wanderschaft den Tag beschließt; nach dem gemeinsamen Nachtessen bringt da die Mutter die Kinder zu Bett, während der Vater den Alpsegen in die Runde ruft.

Diese Weit ist ein Kreis, ist der »goldene Ring«, wie der Jungianer Arzt und Volkskundler aus Uri, Eduard Renner, in seinem Essay »Goldener Ring über Uri« erklärt. In diesem Ring, auf dieser Bühne entwickeln sich die Kräfte, die - Wünsche, die Ängste und die Triebe rein und mächtig. Die Mutter und - weniger - der Vater unterstellen sie dem Allmächtigen. Oft betet die Mutter, versucht, so ihre Angst und ihre Sorgen mit Gottes Hilfe zu bewältigen. Im Charakter des Vaters schlägt eher die diesseitige Wirklichkeit durch, die Herkunft und die Geschichte der Familie, das Erbe. Die kluge Belli durchschaut die Prägung, Orientierung und den frommen Bezug der Eltern und stellt sie oft in spitzen Bemerkungen in Frage.

Und der Bub? Er vernimmt von alledem nichts. Er hat kein Gewissen, vor allem - wie der Vater einmal sagt - nie ein schlechtes. Er erfährt die Welt wie ein Kaspar Hauser. Er wäre verloren, wenn da nicht die Liebe wäre, die elterliche (die zwar sehr oft als Sorge daherkommt) und jene immer intensivere der Schwester.

In dem Ring, dem Kreis, den Murer um seine Figuren gezogen hat, werden die Grenzen der Wünsche, werden die Abhängigkeiten und Gesetze rascher deutlich als auf einer größere Bühne. Natürlich könnte man die Geschichte von

»Höhenfeuer« auch in einem anderen Milieu ansiedeln, doch die Konzentration auf das Wesentliche wäre schwieriger, ginge nicht ohne fragwürdige Vereinfachungen und Abkürzungen ab. Die antiken Klassiker wußten, weshalb sie ihre Tragödien an der Grenze zwischen Mythologie und Geschichte ansiedelten. Und die Königsdramen sind ja auch nicht einfach platter Ausdruck einer feudalistischen Zeit, sondern ein Kunstgriff der Sinnproduktion.

In dieser kleinen Welt wächst der Bub auf, muß er sich verwirklichen. Er hört nichts, aber irgendwie scheinen ihm andere Kräfte zu Hilfe zu kommen. Er entwickelt die anderen Sinne über das durchschnittliche Maß hinaus.

Auch diese Vorstellung ist nicht neu in Murers Einbildungskraft. Oft hat er über die Stummheit, über das Schweigen von Menschen und über sein eigenes Verhältnis zur Sprache philosophiert. Er selber habe ein gebrochenes - in der Schule zerbrochenes - Verhältnis zur Sprache, vor allem zur geschriebenen, sagt er; deshalb habe er gezeichnet und fotografiert, deshalb mache er Filme; der Film sei ihm immer das Mittel gewesen, seine eigene Sprachlosigkeit zu überwinden. Seine ersten Filme waren »Stummfilme«, Bilderfilme; die fehlende Direkttonausrüstung hat er nie beklagt, und es dauerte ziemlich lange, bis er sie erstmals benutzte - und zwar auf eine ganz eigene Art. Am 21. Juni 1968 entstand der Experimentalfilm »Vision of a Blind Man«: Murer ließ sich mit verbundenen Augen, - vorgeschnallter Kamera und umgehängtem Tonbandgerät an 21 Stellen in und um Zürich fahren, und er filmte die Schauplätze nach dem Gehör. Am längsten Tag des Jahres 1968 spielte der Filmer eine Art Kaspar Hauser.

Weil der Bub also nicht hört und nicht spricht, sieht er um so besser, bewegt er sich besser. Und: Er kann nicht lügen. Er hat weder Moral noch Gewissen; er ist wahr. Seine Ehrlichkeit, seine Direktheit, seine Natur ist in der kleinen Welt fremd, ist eine Gefahr; diese Natur könnte die herrschende Kultur aus den Angeln heben.

Der Bub lernt nur, was einen sichtbaren und spürbaren Effekt macht. Ihm kann man weder die zehn Gebote noch das Ave-Marie beibringen. Geschickt stellt er zu Beginn des Films die Mausefallen. Wie Truffauts Wolfsjunge jagt er auf allen vieren den Hang hinauf, wenn der Vater mit dem Jauchestrahl die Plastik- und Kartonzelte, die er um die Blumen auf der Wiese aufgebaut hat, wegschwemmt. Die stinkenden und in den Augen brennenden Kleider wirft er weg und stürzt sich in den Brunnen. Die Nacktheit sei für ihn eben keine Sünde, sagt die Schwester bissig zu den Eltern. Der Vater vermag dem Buben den elektrischen Viehhüter nur zu erklären, indem er ihn den Stromschlag spüren läßt. Und so gescheit ist eben der Bub, daß er das Gelernte am Hund anwendet.

Der Bub ist 16 Jahre alt. Er kommt in die Pubertät, in das »Ding«, wie die Eltern sagen, dieses »Ding«, das sie ihm nicht erklären können, dieses »Ding«, mit dem er selber umzugehen lernen muß.

Hilflos, ratlos läßt ihn der Vater Steine spalten und daraus Mauern bauen. Es stehen einige Mauern ums Haus. Immer, wenn das »Ding« kam, haben die Jungen auf diesem Berg Mauern bauen müssen. Stolz breitet der Bub seine Arme aus vor seinem Werk und schreibt mit einem spitzen harten Stein die Jahreszahl »1984« auf einen Quader.

Beim nächsten Gewitter auf des Vaters Gesicht, als der Bub den Rapid-Mäher über eine Felswand hinuntergestoßen hat, kann der Bub nur noch flüchten, an den äußersten Rand der Welt, in die oberste Alpstaffel hinauf. Diesen Schritt begreifen nur die Frauen und versteht nur Belli.

Auf den obersten Wiesen der Welt, unter den Steilen Felsen und direkt unter dem Himmel vollendet sich die Initiation des Buben. Er wird ein Liebender, und er wird ein Schöpfer, ein Künstler. Und das ist - in diesem Film, und nicht nur in diesem Film - dasselbe. Er (er-) findet seine Sprache, er setzt seine Zeichen, er erschafft seine (Gegen-)Welt, mit Steinen. Zunächst hat er nur die Wiesen »geschönt«, hat gearbeitet, endlose Mauern gebaut aus den Steinen, die er aus den Wiesen räumte. Nun, da er mit Belli - wie im Traum - geschlafen hat, baut der Bub seine Festung, seine Stadt, eine eigene Welt. Könnten er und Belli und das Kind, das auf dem Weg ist, hier bleiben, gäbe es keinen Konflikt. Doch der oberste Berg ist nur ein Teil der Welt, man kann ihn nicht abspalten. Der Bub muß ins Zentrum zurück.

Die Steinsetzungen, auch sie, sind nicht fremd in Murers Biographie und Werk. Er erzählt von seinem mehrmonatigen Aufenthalt auf Island, von diesem Gefühl, möglicherweise als erster Mensch eine Stelle der Insel betreten zu haben, und von dem Drang, ein Zeichen zu setzen. Er habe Hunderte von Steinmännchen zurückgelassen. Die nordischen Menhire sowie Stonehenge und die Steinsetzungen auf der Osterinsel, die Stein-zeichen, die Alpinisten setzen, faszinieren Murer mehr als 300seitige Bücher.

In den Steinsetzungssequenzen von »Höhenfeuer« nähert sich Murer dem Geist seiner früheren Künstlerfilme. Und man darf auch an den Sonderling Armand Schulthess, an den Briefträger Cheval und an die großen Stücke von Jean Dubuffet denken. Der Bub formuliert sein Bewußtsein anders als die anderen, auf archaische Weise.

Wenn er zurückkehrt zu der geliebten Schwester, zu Vater und Mutter, muß der Konflikt ausbrechen. Es dauert eine Weile, bis sich Belli aus ihrem schlechten Gewissen gelöst hat; sie wendet sich vom Bruder (und Geliebten) ab und findet in das Paradies der Sündelosigkeit.

Die Liebe von Belli und dem Buben hat in der von den Eltern regierten Welt keinen Platz. Oder umgekehrt: Die Eltern müssen Platz machen. Zum Schluß liegen sie tot in ihrem Schneegrab vor dem Haus, als ob sie ganz normal, ganz natürlich gestorben wären. Und der Bub sitzt an Vaters Platz, zündet die Lampe über dem Tisch an, legt die Zündhölzer weg wie früher der Vater. Auf dem Gesicht von Belli leuchtet ein kleines Lächeln auf.

An der Pressekonferenz nach der Uraufführung von »Höhenfeuer« in Locarno hat ein Kritiker gefragt, warum der Schluß des Films so brutal sei, nachdem sich die Liebesgeschichte so zart entwickelt habe. Fredi M. Murer hat ihm geantwortet: »Das habe ich mich bei der 'Medea' von Euripides auch gefragt. « Er hat an der gleichen Konferenz auch einen Satz von Thomas Bernhard zitiert, wonach die meisten Menschen die ungeheuerlichsten Dinge in ihrem Kopf denken und die wenigsten sie zu Papier bringen. Etwas später ist er auf die erste Frage zurückgekommen. Das Ziel seiner Arbeit sei es gewesen, die ungeheuerlichen Dinge mit der größtmöglichen Feinheit und Schönheit zu zeigen. Das ist die subversive Dimension dieses radikalen Films.

Schon Leser der etwa 12seitigen Filmerzählung haben diese Subversivität gespürt: der Lektor des österreichischen Fernsehens zum Beispiel, dessen Mißverständnis des Schlusses bezeichnend ist. Nach den drei stillen Trauertagen im Haus am Berg, wenn die toten Eltern draußen in ihrem schönen Grab mit dem Fenster liegen, waschen Belli und der Bub die Bettücher, und eines davon färben sie mit Holzkohle schwarz, hängen es an die Leine vor dem Haus, natürlich zur Verständigung der Großeltern am Berg gegenüber. Dem österreichischen Fernsehmann wollte diese Szene nicht behagen: Daß die auch noch die »Anarchisten ne« hissen, das war ihm zuviel. An diese schwarze Fahne hat der Autor nie gedacht.

Seit 25 Jahren macht Fredi M. Murer Filme, indem er tief und immer tiefer in sich hineinschaut, bis an die Wurzeln, bis ins Vor-Bewußte, ins Vor-Geschichtliche, ins Archaische seiner eigenen Existenz. Und immer wieder - in seinen Filmen, in seinen Texten und im täglichen Leben - trifft er uns radikal, jenseits aller Ismen, mitten ins Herz. »Aus dem Stand« kann Murer in eine Innenwelt herabsteigen, wo die Dinge und die Ereignisse noch keinen Namen haben, wo sie nur Bilder, nur Zeichen sind, die mühelos mit den unbewußten In-Bildern des Zuschauers kommunizieren, osmotisch, unterirdisch im Wurzelbereich. Er ist ein Dichter und einer dazu, der seine Bilder und Töne immer besser organisiert. Er hat die Intelligenz seines Buben, oder der Bub hat seine.

Wie soll man die spezielle Radikalität dieses Filmpoeten umschreiben? Es ist eine magisch-kindliche Radikalität. Murer hat sich als Kind nie verloren. Irgendwie gelingt es ihm immer wieder, den Sündenfall des diskursiven Denkens - für die Dauer eines Satzes, für die Dauer eines ganzen Films - rückgängig zu machen. Seine Filme beschäftigen sich immer mit Verwandten: Mit Kindern (»Marcel«, »Christoph und Alexander«), mit Künstlern (Bernhard Luginbühl, Urban Gewerder, Hans Ruedi Giger, Alex Sadkowsky), mit Menschen, die im engen Kontakt mit der Natur, mit ihren offensichtlichen und geheimen Kräften leben (»Wir Bergler in den Bergen ... «). Die zwei Mal, da sich Murer mit der Gegenwart (im Gewand einer nahen Zukunft) auseinandersetzt, in »2069« und »Grauzone«, verteidigt er die Unzeitgemässen, die Eigenbrötler und die Seher gegen die, die das Sagen haben. In »Grauzone« bricht eine Epidemie aus. Die Moderne wird brüchig; die das Sagen haben, versuchen sie zu retten. Ein Symptom der rätselhaften Epidemie besteht darin, daß sich Menschen von »Orten ihrer Vergangenheit« angezogen fühlen.

Man muß diesen Ausdruck nur genügend weit und tief fassen, und man hat eine taugliche Umschreibung von Fredi M. Murers Kunst. Ein Ort der Vergangenheit ist die eigene Kindheit; ein anderer sind die Mythen und Legenden, ist die kollektive Erinnerung; Orte der Vergangenheit schließlich sind die Gefühle: Angst, Hass, Liebe, deren prinzipielle Grenzenlosigkeit die unausweichlichen Konflikte gebärt. »Höhenfeuer« erzählt der Nahtstelle von Natur und Kultur entlang und macht sie somit erst deutlich. Der Bub, unzugänglich für das Gewissen, vor allem für das schlechte, weckt die von der Kultur notdürftig domestizierten Urkräfte, und weder er noch Belli fallen in Panik, wenn »es« ausgebrochen ist, wenn »es« Opfer gefordert hat.

In seinem zweiten Kinospielfilm überwindet Murer die eigene Panik erstmals ganz. Er bewältigt den ersten Teil, wo auch geredet und erklärt werden muß, mit Ruhe und steigt dann ein in diese Welt, die von tief innen und von »oben« gelenkt wird. Er erzählt diese Welt mit Bildern und mit Tönen, und diese erscheinen wieder als Ausdruck der oben skizzierten Antinomie Natur/Kultur. Selbst wenn filmische Bilder so »natürlich« daherkommen wie in diesem Film, wirken sie auf den Zuschauer noch immer distanzierend, objektivierend. Murer ist sich dieses Effekts bewußt und vermeidet - mit Hilfe einer weichen Kameraführung und eines ebenso weichen Schnitts - die Erstarrung der Bilder in allegorischen Formeln. Aber der Ton dieses Films ist es, der alles so offen, so zugänglich macht. Die vielfältigen Töne öffnen die Schleusen des Unterbewußtseins, diese aus Hunderten von Tönen montierte, also künstlich hergestellte, Naturmusik, die nahtlos in die von Mario Beretta komponierte Filmmusik übergeht, in diese Windharfenmusik, die die Innerlichkeit des »Kaspar Hauser« vollständig zu beschreiben scheint.

Die Töne also locken den Zuschauer und Zuhörer in die Innerlichkeit der Geschichte, in ihre Natur hinein und lassen ihn - in seinem Inneren - ein Tabu brechen, eine »Sünde« begehen, in aller Unschuld. Dieser Film kommuniziert - in der Sprache

der Engel - sanft und wortlos mit den ungeheuerlichen Gedanken und Gefühlen des Zuschauers, mit seinen nie ausgesprochenen Wünschen, mit den diffusen Erinnerungen an Kindheit, an Traum und Erwachen.

Konkret 02/86, S. 70

Patrick Landolt, Peter Brötzmann

»Ein Musiker muß etwas zu erzählen haben«

In den 60er Jahren war Peter Brötzmann die Saft- und Kraftwurzel des Freejazz. Auf seiner jüngsten Solo-Platte » 14 Love Poems« kommt der Wuppertaler Saxophonist mit hochsensiblem, fast pathetischem Spiel. Anhänger hat er inzwischen bis in die Punk-Szene hinein. Patrick Landolt sprach mit ihm

KONKRET: Im letzten Jahr gab es in Berlin zwei Veranstaltungen mit gewichtigen Titeln. Das Jazz-Fest stand unter dem Motto »Europäischer Jazz« und das »Total Music Meeting« machte »Made in Germany« zum Thema. Ist heute, gut 15 Jahre nach den ersten Free Music Konzerten, die Zeit reif für eine Bilanz?

Peter Brötzmann: Es gibt keinen deutschen Jazz und es gibt auch keine europäische improvisierte Musik. Vielleicht kann man, wenn man sehr gut hinhört, bei den Holländern gewisse spezifische musikalische Fragen ausmachen, etwa bei Misha Mengelberg oder bei Willem Breuker. Auch bei dem »London Jazz Composers Orchestra« von Barry Guy kann man vielleicht eine englische Spielweise erkennen. Sicherlich gibt es diese feinen Unterschiede, die etwas mit der lokalen oder regionalen Verankerung der Musiker zu tun haben. Aber im Endeffekt arbeiten wir seit Jahren so eng zusammen, daß heute eine Einteilung in einen holländischen, englischen, französischen oder deutschen Jazz überflüssig ist.

KONKRET: Ausländische Kritiker sehen bei deutschen Jazzmusikern - ähnlich wie in der Malerei - speziell ausgeprägte expressive Züge.

Peter Brötzmann: Es mag sein, daß viele Musiker, die in diesem Land aufgewachsen sind, eine besondere Ausdruckskraft haben. In der Malerei wirkt natürlich bis heute der Einfluß von Max Beckmann. Ich könnte mir einen Max Beckmann in Frankreich nicht vorstellen.

KONKRET: Auch ein Brötzmann ist in Frankreich undenkbar.

Peter Brötzmann: Na gut, aber was sollen diese nationalen Abgrenzungen. Das spannende an der Jazzmusik ist, daß sie sich nie auf nationale Grenzen beschränken ließ. Auch in den USA war immer ein Bezug zu Afrika und Lateinamerika da. In den aktuellsten Entwicklungen gibt es - beinahe notgedrungen - eine intensive Zusammenarbeit zwischen Musikern aus den USA, Japan und Europa.

KONKRET: Du hast die musikalische Entwicklung der letzten 15 Jahre wesentlich mitgeprägt. Was hat sich in dieser Zeit verändert?

Peter Brötzmann: Wir spielten früher alles sehr leidenschaftlich und unbewußt. Zur Leidenschaft ist nun ein bißchen mehr Sensibilität, ein bißchen mehr Kopf und ein bißchen mehr Form gekommen.

KONKRET: Du charakterisierst die 60er Jahre in der Musik als eine Zeit des unreflektierten Aufbruchs?

Peter Brötzmann: Das ist richtig, und es mußte damals so sein. Aber wir haben nun inzwischen sehr viel gespielt und merkten, daß bloß mit dem Impulsiven sich die Welt nicht verändert.

KONKRET: Deine Musiker-Generation war in Europa die erste Generation, die auch die ökonomischen Belange beim Musikmachen miteinbezog, Platten selber produzierte, und Festivals selber organisierte. Eure Musikerkooperative, die *Free Music Production,* ist inzwischen eingegangen.

Peter Brötzmann: Verdammt, wir mußten unsere Belange selber in die Hand nehmen, weil wir sonst gar keine Chancen gehabt hätten, musikalisch und ökonomisch zu Oberleben. Aus dem gleichen Grund gab es Mitte der 60er Jahre auch in den USA ähnliche Bewegungen. Bloß die Amerikaner waren sofort einem außergewöhnlichen kommerziellen Druck unterworfen. In Europa hatten wir Geduld und Zähigkeit, unseren Kram über Jahre hinweg zu verwirklichen.

KONKRET: Das Ende der *Free Music Production* war ein deutliches Scheitern der Musikerkooperative. Was bedeutet dieser Mißerfolg?

Peter Brötzmann: Es war eine schmerzliche Erfahrung, weil wir sehen mußten, daß die ganze Solidarität unter Musikern, von der wir ausgegangen waren, eigentlich nicht existierte. Sobald es um konkrete Dinge ging, das heißt Jobs, Plattenproduktionen, Publicity etc. kamen fürchterlich eitle Vorstellungen zum Tragen, und kein Mensch dachte schlußendlich an die gesamte *Free Music Production.*

KONKRET: Wie geht es weiter?

Peter Brötzmann: Aufgrund, der alten Freundschaft mit Jost Gebers, der die FMP alleine weiterführt, kann ich weiterhin meine bescheidene Vorstellungen realisieren, wie etwa die letzte Platte »14 Love Poems«. Aber ein gemeinsames Vorgehen der Musiker gibt es nicht mehr.

KONKRET: Die Free Music Szene als ein Nebeneinander verschiedenster Individualisten?

Peter Brötzmann: Die musikalischen Gemeinsamkeiten sind im Laufe der Zeit etwas kleiner geworden. Nehmen wir als Beispiel die in den 60er Jahren produzierte Platte »Machine Gun«. Wenn du heute die drei Saxofonisten, die auf dieser Platte spielten - Evan Parker, WilIem Breuker und ich - anhörst, dann realisierst du, daß wir uns in drei vollständig verschiedene Richtungen entwickelten. Es sind heute drei eigenständige, radikale, konsequent ausgeprägte Stile oder Spielweisen. Das heißt nicht, daß wir heute nicht mehr zusammenspielen könnten. Zur Zeit wäre das wieder eher möglich als in einem Zwischenstadium, wo wir noch nicht sicher waren, in weicher Richtung es gehen wird.

KONKRET: So ist heute eine musikalische Reife da, die wieder zur Öffnung beiträgt?

Peter Brötzmann: Die Musiker meiner Generation haben eine ganz neue Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, miteinander umzugehen und zuzuhören.

KONKRET: Du findest zur Zeit auch in der Punk-Szene Resonanz. Woran liegt das?

Peter Brötzmann: Ich habe Kinder und somit im alltäglichen Leben viel Kontakt mit jüngeren Leuten. Die sind keine Dummköpfe. Sie merken, wenn einer *versucht, ihnen etwas zu erzählen. Ich denke, daß das immer noch die Hauptsache an der Musik ist: Geschichten erzählen. Ein Musiker muß etwas zu sagen haben. Man muß nicht nur Läufe rauf- und runternudeln, sondern man muß etwas zu erzählen haben; und lieber stammeln und damit etwas aussagen, als technisch virtuose, nichtssagende Produkte abliefern.

KONKRET' Du betontest einmal, daß dein Saxofonspiel aus einem existentiellen Bedürfnis heraus kommt.

Peter Brötzmann: Wenn ich längere Zeit nicht spiele, werde ich wahnsinnig, oder ich bin jeden Tag betrunken.

KONKRET' Du könntest nicht eines Tages das Instrument hinstellen und Rentner werden?

Peter Brötzmann. Es ist ein harter Job, ein hartes Scheißleben. Wir fahren 500 km im Tag, um ein Konzert zu geben. Aber ich will es trotzdem nicht anders haben, so lächerlich es auch klingt. Ich will nicht'nur zu Hause sitzen und ein paar wenige 500 Dollar-Konzerte absolvieren. Es ist wichtig, da unten zu bleiben, für die da unten zu spielen.

KONKRET Ein plebejisches Musikantenethos?

Peter Brötzmann: Ich gehöre nicht zu den Jazzmusikern, die es zu einer technischen Virtuosität brachten, so daß sie alles spielen können. Ich habe nie etwas gelernt und ich kann nichts. Aber wenn ich etwas spielen will, arbeite ich solange daran, bis es geht. Mit einiger Arbeit komme ich mit dem Instrument dahin, daß ich erzählen kann, was ich zu sagen habe.

KONKRET' Siehst du Parallelen zwischen deinem ausdrucksstarken, beinahe pathetischen Saxofonspiel und dem »wilden« Lebensgefühl der 80er Jahre?

Peter Brötzmann: Es gibt Gemeinsamkeiten. Der Unterschied jedoch ist, daß den jungen Leuten das politische Bewußtsein fehlt. Die haben die Schnauze voll, daß sie von allem nichts mehr wissen wollen. Vom kulturellen und politischem Zusammenhang der 60er Jahre her haben wir etwas mehr Background und ich denke, daß man immer noch ein bißchen etwas bewegen kann.

KONKRET: Du warst kürzlich mit dem New Yorker Rock-Bassisten Bill Laswell auf Japan-Tournee. Free-Pop oder Free-Rock als neue Perspektive?

Peter Brötzmann. Es war leider nur eine ganz kurze Tour. Trotzdem war für mich die Arbeit mit Bill Laswell, Fred Frith und Anton Fier eine wichtige Erfahrung. Ich denke, daß die Eingrenzungen in Rock- oder Jazzmusik heute nicht mehr taugen. Es tut sich musikalisch zu viel an den Rändern.

KONKRET: Das ist für Musiker wie einen Brötzmann oder deine Kollegen der Free Music Produktion eine neue Haltung.

Peter Brötzmann. Vielleicht war die langjährige Abgrenzung ein Fehler. In einer bestimmten musikalischen Entwicklung war jedoch die ganze Feinarbeit und die Konzentration auf einen engen musikalischen Bereich notwendig. Denn die kleinen Entwicklungsschritte, die beharrliche konsequente Arbeit wird im schnellebigen, kommerziellen Musikbetrieb nicht wahrgenommen. Der *Free Music Production*, vor allem Jost Gebers, gelang es, diese kleinen Entwicklungen zu dokumentieren und aufzuzeigen. Das finde ich sehr wichtig. Man sollte daraus kein Dogma machen. Zur Zeit habe ich mehr Interesse, mich mit Musikern wie David Moss, Tom Cora, Bill Laswell oder Fred Frith auseinanderzusetzen. Denn wie Gerd Dudek oder Albert Mangelsdorff denken und spielen, das weiß ich nun.

KONKRET: Ist diese Öffnung eine Überlebensnotwendigkeit oder Ausdruck eines neuen Selbstbewußtsein?

Peter Brötzmann: Ich bin inzwischen etwas älter geworden. Trotzdem kann ich noch eine Menge dazulernen, wenn ich mich mit Leuten aus der neuen Generation in England oder den USA auseinandersetze. Ich möchte nicht in zehn Jahren herumsitzen und meinen altgewordenen Kram spielen, um meine Mark zu verdienen. Ich bin durchaus noch bereit, Fehler zu machen. Da bin ich hartgesotten.

Konkret 02/86, S. 72

James Gillespie

Fernsehen in China
Ein Jahr vor dem Dianshi

Von den Chinesen wußte ich, daß sie das Schießpulver, die Wasseruhr und die Nudel erfunden hatten. Ihre mikroskopischen Betrachtungen von Schneekristallen kamen westlichen Untersuchungen um Jahrtausende zuvor. So wartete ich während meines einjährigen Aufenthalts in der Volksrepublik China bloß noch auf die Nachricht, daß Archäologen in einer Grabstätte der Hang-Dynastie eine kleine Dose gefunden hätten, gefertigt aus Onyxstein, mit eingelassener Glasscheibe, Kontrolltasten aus Elfenbein und einem Ochsenhaut-Kabel sowie einem dreizackigen Gebilde an dessen Ende - den Prototyp des Fernsehers.

In Wahrheit hat China den »schüchternen Riesen«, wie Marshall McLuhan dieses Medium einst nannte, 1958 für sich entdeckt. Das mosaikartige Fernsehbild, so meinte McLuhan, eignet sich eher für Kulturen mit nicht-phonetischem Alphabet, und das Volk des Piktogramms, der graphischen Symbole, fühlte sich mit dem neuen Medium bald wie die Fische im Wasser. Die Zahl der chinesischen Fernsehbesitzer belegt dies deutlich, wie die Statistik auch eine steile Wachstumskurve chinesischen Wohlstands indiziert. 1958 gab es landesweit erst zehntausend Geräte, heute besitzen 83 Prozent aller Haushalte in städtischen Regionen einen TV, womit der schüchterne Riese auf der Liste der begehrten Konsumgüter an vierter Stelle rangiert - nach der Armbanduhr, dem Fahrrad und dem Radio. Der rote Schein des eingeschalteten Geräts ist der Leuchtstrahl, der die Moderne verkündet. Einschaltquoten von 100 bis 200 Millionen Zuschauern bei den beliebtesten Sendungen lassen unseren Medienausstoß auf die Ebene einer Minderheitenkultur von allenfalls ethnologischem Interesse schrumpfen. 1958 gab es vorerst einen Sender, der schwarzweiß ausstrahlte. Sein Programmauftrag war einfach: Die Beseitigung der Falschheit und die Verbreitung der Wahrheit. Oder, in den berühmten Worten Mao Tse-Tungs: »Gegen den bösen Wind kämpfen«.

Im Gegensatz zu Marx hatte Mao erkannt, daß veränderte ökonomische Bedingungen nicht automatisch zur Geburt des neuen sozialistischen Menschen führen. In der korrekten Wahrnehmung lag nun der Schlüssel zur Zukunft. Der schüchterne Riese wurde alsbald, zusammen mit der reichhaltigen Kollektion typisch chinesischer Medienerzeugnisse wie das handgeschriebene Plakat »Tatzupao« oder die Straßenwandzeitung, in eines der umfassendsten Kommunikationssysteme der Welt integriert. Der ideologische Lange Marsch, dieser einzigartig ambitiöse Versuch zur kognitiven Umpolung eines ganzen Volkes, hatte begonnen.

Der »böse Wind« blies natürlich von Westen: Böen von bourgeoisem Individualismus, heftige Stöße von Dekadenz, eine steife Brise von demokratischem Pluralismus. Die Flimmerkiste war damals der lauernde Bösewicht. »Entfernt diesen giftigen, gegen die Arbeiterklasse geschleuderten Pfeil«, donnerte der große Steuermann in einem Brief von der Brücke, als er den reaktionären Film (Windstärke zehn) »Sun Wukong besiegt dreimal den bösen weißen Knochenmann« attackierte. Im heutigen wechselhaften Klima jedoch, wo die wetteifernden ideologischen Fronten wie Luftmassen über den Alpen aufeinanderprallen, ist eine politische Wettervorhersage nicht einfach. Ist heute ein Bauer, der die Partei verschmäht, aber fleißig sein Stück Land beackert, um dem Sohn ein Motorrad zu kaufen, ein bürgerlicher Renegat oder ein Held der Vier Modernisierungen? Ist ein junger Mensch, der »Das Kapital« auf dem Büchergestell verstauben läßt und sich dafür intensiv dem Studium eines amerikanischen Computerhandbuchs widmet, ein räudiger Reaktionär oder ein Bannerträger des neuen China? In Sachen Ideologie herrscht momentan Föhn...

Im Jahr 1958 erschöpften sich die Nachrichten in Aufnahmen von Produktionsbrigaden mit dazu gesprochenem Kommentar. Heute wird die Tagesschau von einem Mann und einer Frau in eleganter westlicher Kleidung moderiert. Von ihrem Auftreten wird ein kurzer, westlichem Raffinement in nichts nachstehender Montagefilm ausgestrahlt, der in verknappter Form eine visuell ungemein gekonnte Verherrlichung des heutigen China darstellt; musikalisch umspült von der Nationalhymne: Gigantische Erntemaschinen fegen über Weizenfelder, Wasser donnert durch Turbinen, Kräne schwingen ihre riesenhaften Maschinenarme durch die Lüfte und Armeesoldaten marschieren im Takt.

Die Auslandsnachrichten dauern zwischen zehn Minuten und einer halben Stunde, gefolgt vom Wetterbericht. Man erhält ein merkwürdiges Bild von der Welt, die Auswahlkriterien sind schwer zu durchschauen. Eine unverhältnismäßig große Anzahl von Nachrichten kommt aus dem winzigen Sri Lanka. Ansichten von Präsident Reagan oder vom deutschen Bundestag werden zwischen kuriosen »human touch«-Stories eingeblendet - einmal ist es das Porträt einer blutjungen Ballerina aus London und ein andermal die Vorführung eines Pavian aus Kuala Lumpur, der vom Zoowärter zur Überwachung eines Alligatorenschwimmbads abgerichtet wurde. Man sieht Fußballtore aus Tottenham oder vom FC Bayern sowie allerhand Katastrophen, zum Beispiel ein australisches Buschfeuer oder eine brennende Reifenfabrik in Arkansas, USA. Jeden Tag, so hat man den Eindruck, brennt es im Westen irgendwo gewaltig.

Die Inlandnachrichten vermitteln ein durchgängig vorteilhaftes, optimistisches Bild, eine Unterstützung gleichsam von Deng Xiaopings Versuch, ökonomisch Berge zu versetzen. Alles wird immer besser. Fischteiche quellen über von Karpfen, Schriftsteller legen Zeugnis ab vom neuerworbenen Selbstvertrauen, und sogar die Batteriehühner geben ihr Bestes für die Vier Modernisierungen in Industrie, Landwirtschaft, Forschung und Armee. Permanent werden Tunnel gesprengt und Bahnschienen gelegt. Abend für Abend, bis man das Gefühl hat, vor einem Endlosband zu sitzen, durchschneiden Behördenvertreter das Rote Band zur Einweihung neuer Dämme, Fabriken und Schulen. Und alle sind sie frohen Mutes. Da sieht man etwa eine Gruppe von Bauern aus Szechuan einen eigens für sie eingerichteten Bus besteigen, der ihnen den Transport ihrer Ware zum Markt ermöglicht: sie lächeln und strahlen, obgleich es vier Uhr in der Früh, stockdunkel und bitterkalt ist.

Neil Postmans Feststellung, daß das Fernsehen trivialisiert, in dem nur Ereignisse mit medialer Eignung zur Berichterstattung ausgewählt werden, trifft auf das chinesische Fernsehen nicht zu. Da werden ohne weiteres zwei Minuten während der Hauptsendezeit einer ländlichen Feuerwehrbrigade gewidmet.' Erst waschen sie die Feuerwehrbusse. Dann reiben sie sie mit dem Schwamm ab. Ein Feuerwehrmann demonstriert, wie das Wasser auf zwei verschiedene Arten, als Strahl oder Brause, aus dem Schlauch gespritzt werden kann. Da gibt es endlose Berichte über Konferenzen, Seminarien und die »Xiao zu«, kleine, Selbstkritik übende Gruppen. Die Volksrepublik China, so vergegenwärtigt das Fernsehen tagtäglich, ist eine Nation des Meeting, eine Gesellschaft der Zusammenkünfte und Konferenzen. Leider mit fürchterlichen Konsequenzen für den Bildschirm: Unwirtliche Säle, ausdruckslose Gesichter, Zigarettenqualm, wunde Hinterteile und steife Rücken. Reden, reden, reden. Und immer hockt die Kamera derjenigen Person auf, die eifrig Notizen macht, damit der Eindruck entsteht, daß wenigstens einer zuhört.

Die Tagesschau dient optisch der Zementierung der Außenpolitik der Regierung. Durch die »offene Tür« des Zhong Nan Hai-Palasts, dem ehemaligen Wohnsitz des Kaisers, der nunmehr dem Empfang ausländischer Würdenträger dient, strömt buchstäblich die Welt herein. Margaret Thatcher und Helmut Kohl, fettleibige Amerikaner mit leuchtenden Dollaraugen und grazile Technokraten aus Japan. Kapitalisten und Kommunisten, nervöse Sandinisten ebenso wie finster blickende Autokraten aus der Türkei, deren Gefängnisse daheim von verstümmelten politischen Gefangenen überquellen. China empfängt sie alle mit offenen Armen und dem immer gleichen Ritual. Zuerst schüttelt eine graue Eminenz des Zentralkomitees einem sonderbaren Fremden die Hand, und zwar so heftig, daß sein Arm jeden Moment aus dem Schultergelenk auszurenken droht, und der Fremde scheint wie hierzulande schlangestehende Besucher vor dem Wachsfigurenkabinett überglücklich, endlich in das Heiligtum, die die »verbotene Stadt« eingedrungen zu sein. Dann folgen Tee und Geplauder auf Hektaren von kostbaren Teppichen, als Auftakt zur Unterzeichnung von Verträgen und Vereinbarungen. Ein Gruppenfoto hält zuletzt den Auftritt für die Nachwelt fest.

In einer chinesischen Fabel kommt ein Weiser in ein abgelegenes Dorf und als er sieht, wie ein hinfälliger alter Mann mühevoll von Hand das kostbare Naß aus einem Wasserloch zu schöpfen versucht, erklärt er ihm den einfachen mechanischen Trick mit zwei gekreuzten Stangen, der viel Zeit und Kraft spart. Der alte Mann jedoch verschmäht die Hilfe mit den Worten: *»Wer Maschinen benutzt, verrichtet auch die Arbeit wie eine Maschine. Wer die Arbeit einer Maschine verrichtet, bekommt das Herz einer Maschine. Und wer das Herz einer Maschine in sich trägt, verliert seine Einfachheit. Nicht, daß ich über solche Vorrichtungen nicht Bescheid wüßte. Ich schäme mich bloß, sie zu benutzen.«.*

Die Modernisierung, sagen die Soziologen, ist vorab ein Vorgang der Vermittlung, ein Kommunikationsprozeß. Jeden Abend werden vor der Mattscheibe in China ein paar weitere Überbleibsel mehr der alten Feudalkultur, wie sie im Denken des alten Mannes zum Ausdruck kommt, eliminiert. Unablässig verkündet das Fernsehen die Heilslehre des Fortschritts und ölt eifrig die für den sozialen Wandel in den Drittweltländern so bedeutsamen Scharniere: Von Provinzialismus zur Weltoffenheit, vom Land zur Stadt, vom Zählrahmen und Schubkarren zum Computer und VW-Bus.

McLuhan stellte in seinem Essay »The Gadget Lover« die These auf, daß wir mit der totalen Hinwendung zu neuen Technologien Gefahr laufen, deren Sklaven zu werden (also genau das, was die chinesische Fabel vom Weisen und dem alten Mann zum Ausdruck bringt), um ihnen wie »Götter oder minderen Religionen« zu dienen.

In China wurde der Mao-Kult durch den Kult der Röntgenstrahlen und des Verbrennungsmotors ersetzt. Das Volk des Drachens befindet sich buchstäblich im Bann der Maschine. Das vorherrschende Tagesschaubild ist eine Gruppe von Chinesen, die sich um ein neu installiertes Gerät schart und gespannt den Ausführungen eines in einen weißen Labormantel gehüllten Technikers zuhört. Solche Bilder sind nicht so sehr als Illustration denn als Suggestion zu verstehen. Sie wollen einen Prozeß der Empathie und Identifikation in Gang setzen, in dessen Verlauf Chinas 800 Millionen Landwirte folgsam wie Kühe zur Tränke ins Maschinenzeitalter geführt werden sollen. Sie sollen direkt auf die Ereignisse Einfluß nehmen und nicht bloß über sie berichten. Der wirtschaftliche Umschwung wird in China übrigens auch durch Nachahmung gesellschaftlicher Vorbilder gefördert: Das berühmteste unter ihnen, Li Fang, führte bei seinen Reisen durchs Land immer einen Besen mit sich, um an den jeweiligen Stationen die Bahnsteige sauberzuwischen. Und es könnte kein treffenderes Symbol des neuen chinesischen Menschen, dieses homo technicus, geben als der Premierminister Zhao Zeyang. Während

seiner kürzlichen Europavisite sah man ihn mehrmals auf dem Bildschirm, wie er, die Hände salopp in den Taschen, souverän, weltgewandt und vertraut mit den neuesten technischen Errungenschaften, in Rotterdam Kühlschranktüren öffnete und in Westdeutschland Videokameras bediente. Wird McLuhans »Servomechanismus«, die Sklavenmentalität Maschinen gegenüber, nunmehr auf Billionenebene stattfinden?

Chinas berühmtester Pandabär heißt Wei Wei. Seine Liebingsnummer im Zirkus von Schanghai ist das Verzehren eines westlichen Frühstücks mit Messer und Gabel. Wei Wei war auch in einem ungemein populären Werbespot zu sehen. Er schob einen großen Farbfernseher in Richtung Kamera und setzte sich dann zufrieden davor - Fernsehen als selbstbewußtes Medium!

Nachdem man ein Jahr lang chinesische Werbung auf dem Bildschirm verfolgt hat, taucht irgendwann die Frage auf.- Für wen ist sie eigentlich gemacht? Schließlich besitzt niemand einen von appetitlichen Frischwaren überquellenden Eisschrank, wie er in Werbespots präsentiert wird. Und wer, außer vielleicht Wei Wei, kann es sich leisten, ein Jahresgehalt für einen massiven Farbfernseher draufzugeben? Werbung hat in China weniger mit dem Verkauf eines Produkts als, genau wie bei den Nachrichten, mit dem Verkaufen einer Zukunftsvision zu tun. Einmal mehr liegt der Schlüssel zur Zukunft in der »richtigen Wahrnehmung«, die nachgerade sonderbare Formen annimmt: Es geht nicht um das, was man braucht, sondern um die Vorstellung dessen, was man brauchen könnte. Ein Werbespot aus Hongkong warb um elektrische Schreibmaschinen, Kopiermaschinen und Kipplastern mit dem charakteristisch irreführenden Slogan *»Ein breites Angebot von täglichen Bedarfsartikeln für Heim, Büro und Reisen«.* Kipplastwagen und Xeroxmaschinen für den täglichen Bedarf der Chinesen?

Das chinesische Fernsehen bedient sich auch anderer, vertrauter Täuschungsmanöver. Die Mädchen, die in langen Reihen vor den Schreibmaschinen sitzen, scheinen alle glücklich und zufrieden. Die Maschine ist selbstredend macho - Männer kurven auf einer Honda, Männer fliegen Flugzeuge, Männer bedienen Computer. Frauen, immerdar lächelnd, hantieren an (weiblichen) Waschmaschinen. Ein Werbespot machte unlängst ganz deutlich, daß der Besitz von hochtechnischem Fachwissen, die Quelle der Macht in allen Gesellschaften, in China Männerdomäne ist. Während ihr Freund einen Katalog der Elektronikfirma Sharp durchblättert, erkundigt sich das Mädchen nach Art und Funktion der einzelnen Geräte. Daraufhin trudelt ein Apparat aus der Buchseite und vollführt seine Tricks. Hingegeben wie die First Lady hört das Mädchen den gebieterisch vorgetragenen Erklärungen des Mannes zu, womit einmal mehr der Beweis für McLuhans These erbracht wäre, daß sich das Fernsehen ideal für den How-to-do-it-Vorgang eignet. Weitere Werbesendungen, die gezielt den technischen Horizont der Chinesen erweitern sollen, führen penibel vor, wie man eine Kamera säubert, einen Computer bedient oder Tonbänder aufbewahrt.

Nicht, daß die Ideologie in ihrer reinen didaktischen Form völlig von der Bildfläche verschwunden wäre. Sie »sieht« jetzt nur anders aus, hat sich der unseren angenähert. Wei Wei, der einen Fernseher vor sich herschiebt, ist die Botschaft, das Pendant zur Lektüre des kleinen roten Buches, wenn auch ein viel wirkungsvolleres. Der arme Mao muß sich in seinem Glassarkophag umdrehen...

Die eigentlichen Ideologen, diese ernsten, bebrillten Männer, die immer noch Mao-Anzüge tragen und von den zahlreichen Kosmetik-Werbespots noch nicht so korrumpiert worden sind, als daß sie zum nächsten Dutzendwarenladen rennen würden, um sich ein Stück Seife der Marke »Drache« zur Pflege ihrer Akne zu kaufen, sind in die Sonntagnachmittagsendungen verbannt worden, zusammen mit den telegenen Mathematikprofessoren und dem »ausländischen« Lieblingshelden, Robin Hood (eine BBC-Produktion). Da sitzen sie nun, mit Einschaltquoten, die wahrscheinlich so niedrig sind wie diejenigen bei uns für »Derrick« oder »Wiedersehen mit Brideshead« - mickrige 30 Millionen Zuschauer oder so - und instruieren die Massen über die »Vier Streßsituationen und fünf Punkte der Schönheit« oder liefern endlose Klassenanalysen zur chinesischen Literatur.

Wenn die Peking Oper das Drama der fließenden, eleganten Armbewegungen ist, dann sind die chinesischen TV-Spielfilme das Drama der Augen und der Seufzer. Allabendlich führen die Fernsehmimen der Nation in ungezählten historischen Seifenopern, dem chinesischen Gegenstück zum Western, ihre einmalige Kunst vor. Welten von Anspielungen und Gefühlen werden hier via winziger Okularbewegungen und mittels Einziehen oder Ausstoßen von Luft mitgeteilt. Manisches Öffnen der Augen steht für Schrecken, stoßweises Einatmen bei weiblichen Figuren zeigt Überraschung an oder Liebe auf den ersten Blick.

Das Drama der flackernden Augenlider und bebenden Nasenflügel erreichte seinen Höhepunkt im beliebtesten chinesischen Sendeprogramm, einer läppischen Kung-Fu-Serie aus Hongkong. Die Arbeiter pfeifen auf dem Festland das Leitmotiv auf den Straßen, die Kinder ahmen auf dem Spielplatz die melodramatischen Heldentaten des Protagonisten nach. Eine andere Serie befaßte sich mit den Leiden und Freuden einer Odysseus-ähnlichen Figur aus dem alten China, die, von der Familie verstoßen und verbannt, bald die gesamte Welt gegen sich hatte, ein eminent tragisches Schicksal, das sich vornehmlich in den Augen des Helden abspielte. In einer Folge wurde der Held, der sich als asiatischer Billy the Kid in

einem verlassenen buddhistischen Tempel verschanzt hatte, von drei vermummten Kerlen attackiert. Im Verlauf des Kampfes wurden Tische entzweigehauen, auf buddhistischen Subras herumgetrampelt, und Statuen durch die Luft geschmissen. Später, auf schneebedeckten Feldern, nahm das Ganze homerische Porportionen an, als unser Held nach ungezählten Rückwärtssaltos und Purzelbäumen, Luftsprüngen und Fußtritten endlich seine Angreifer abschütteln und dem Schicksal - wenigstens bis zur nächsten Woche - durch tapferes Augenrollen entrinnen konnte.

Ausländische Fernsehreihen haben enorme Einschaltquoten. Es gibt, auf chinesisch, »Sherlock Holm-ez und Doktor What-a-sun«, zahlreiche Schinken über den Zweiten Weltkrieg sowie eine japanische Familiensaga über die Qualen des Tokioer Vorstadtlebens, eine Serie, die, nebenbei gesagt, einen gegen die Arbeiterklasse gerichteter Pfeil erster Güte darstellt. Ein Grundsatz der chinesisch-marxistischen

Filmtheorie lautet, daß die Bilder und transportierten Wertvorstellungen, tief im »wirklichen Leben der Nation« verwurzelt sein müssen. Eines Tages, in einem kleinen Fischerdorf im Norden des Landes, hatte ich Gelegenheit, dieses»wirkliche Leben« zu beobachten. Ein Mauleselstand mitten auf einem verfallenen, sonnenüberfluteten Platz, Kinder spielten Seilhüpfen, eine Frau in einem Blechverschlag verkaufte Limonade. Die Szene enthielt diese eigenartige Mixtur, die das Paradox ausmacht. Eine ländliche Stagnation und eine Zeitlosigkeit, die den Gebrüdern Taviani Material zu einem Klassiker des Kinogenres hätte abgeben können: Ein Bauer zwinkerte über die Hecke einer Genossin zu, die, seiner nicht gewahr, zum Urinieren in die Hocke gegangen war. Im Bahnhofwartesaal saßen unter einem vergilbten Fahrplan kluggewordene alte Frauen mit Eierkörben auf den Armen, neben ihnen spielten ein paar Jugendliche Karten und hörten Rock'n'Roll. Eine junge Ente quietschte unter dem Mantel eines Mädchens. Leute spuckten auf den Boden. Die Szene hatte einen eigentümlichen Humor. Doch Humor nistet in der Lücke zwischen Wirklichkeit und Anspruch, er holt sich seinen Stoff aus dem Widerspruch und der Deflation der falschen Werte. Und das ist genau das, was die Machthaber Chinas partout nicht auf dem Bildschirm wollen. Genau wie die Nachrichten sind auch die übrigen Sendeprogramme im Geschäft der Produktion und nicht Reproduktion von Wirklichkeit tätig. Komplizierte, schwierige Tatbestände wie etwa die »Hintertür«-Politik, eine Chiffre für das in China grassierende, fatale System der Vettern- und Günstlingswirtschaft, werden im Fernsehen kaum beachtet oder ganz ignoriert. Die Jugendsexualität, die sich aufgrund der Lebensumstände (die meisten Chinesen und Chinesinnen heiraten wegen der Wohnungsknappheit erst zwischen 25 und 30 Jahren und vorehelicher Sex ist nicht üblich) und der öffentlichen viktorianischen Moral als schwierig gestaltet, ist zwar auf den Straßen omnipräsent, doch die Problematik, daß Vergewaltigung verbreitet ist und männliche Jugendliche häufig die Gelegenheit von überfüllten, schlecht beleuchteten Nachtbussen zum Onanieren neben weiblichen Fahrgästen benutzen, ist am Bildschirm tabu.

Doch manchmal schlüpft die Wirklichkeit mit all ihren Schönheitsfehlern dennoch durch das engmaschige Netz der Zensur, und es werden hin und wieder außergewöhnliche, bewegende Filme gezeigt, welche die Würde des Menschen und den Reichtum vertrauter Tatbestände in einem ungezwungenen, lyrischen Stil zum Ausdruck bringen, ein Stil, der den meisten unserer Medienproduktionen durch den Terror der Hitparaden und Einschaltquoten schon längst abhanden gekommen ist. Doch zumeist wird die Wirklichkeit in der Volksrepublik China retuschiert, wird das »wahre Leben der Nation« aufgemöbelt und durch ein heiles, trügerisches Schlaraffenland ersetzt, durch eine kinematographische Fata Morgana, die dahinschmilzt, sobald man den Apparat ausschaltet und sich hinein in die lebendige, widersprüchliche, humorvolle Welt des wirklichen Chinas begibt.

Das Spiel mit Illusionen und die Unterwanderung der Realität ist die Domäne der großen Entertainer des chinesischen Fernsehens, der Jongleure, Clowns und Akrobaten. Jeden Abend wird vor der Mattscheibe das Unmögliche vollbracht. Männer zwängen sich durch Keramikröhren vom Durchmesser eines Fußballs, mehr als ein Dutzend weißgekleidete Frauen setzen ein Fahrrad in Gang. Meine Lieblingsnummer war ein musikalisches Duo: Ein Mann spielte Gitarre, ein zweiter sprang mit einer Geige auf seine Schultern und vollführte einen Kopfstand auf dem Haupt des Gitarrenspielers, zusammen spielten sie »Jingle Bells« und »0 Tannenbaum« und der Mann obenauf strich seine Violine wie ein Paganini im schwerkraftlosen Raum.

Das Beste am chinesischen Fernsehen war, was man dort nicht sieht. Ein Jahr ohne JR, Lady Di und Dalli Dalli. Ein Jahr blieb ich von der Bombardierung mit Denver/Dallas-Intrigen, Kommerzquark, Sexismus und Raffgier verschont. Die westlichen Halbgötter des Sports, der Kultur und Politik waren von der Mattscheibe vertrieben und mit ihnen die schleichende Entfremdung des Personenkults.

Das Jahr vor der chinesischen Flimmerkiste veränderte auch meinen Blickwinkel auf die eigene Kultur. Alles sah aus der Ferne schlimmer aus - und besser. Schlimmer, weil etwas in China der Anblick von britischen Polizisten, die auf nebelgrauen Yorkshire-Pfaden brutal auf Bergarbeiter losgingen, mein Land wie ein direkt einem DDR-Schulbuch entnommenes, überholtes Klischee der Klassenunterdrückung erscheinen ließ. Aus der Ferne gesehen bestätigten die Possen der Parlamentarier auch Cooleridges Bemerkung, daß das britische Ober- und Unterhaus Noahs Arche gleicht,

nämlich »ein paar Männer und ein Haufen Tiere«. Besser deshalb, weil das chinesische Fernsehen für sich wie ein verkehrt gehaltenes Fernrohr funktionierte und eine heilsame Distanz zwischen mir und meiner eigenen politischen Kultur schuf. Abgehoben vom Hintergrund einer radikal andersdenkenden Nation mit der größten Bevölkerung schrumpften die Exponenten der globalen konservativen Verschwörung, die zuhause wegen ihrer Aufdringlichkeit und aufgeblasenen Rhetorik so bedrohlich und allgegenwärtig scheinen, auf ihre angemessenen Proportionen zurück. Eine schrille, fragwürdige Minderheit.

Für die Dauer eines Jahres waren auch die intellektuellen Verrenkungen und argumentativen Jonglierkünste der Apologeten des nuklearen Wahnsinns dank Chinas vernünftiger Neutralität und der realen Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Fernsehakrobaten ausgeblendet. Tagtäglich wurden die Witzbolde der Neuen Rechten von den Narren der Peking-Oper überflügelt, die sich, um von den ehrbaren, anständigen Leuten unterscheidbar zu sein und die Möglichkeit auszuschließen, daß ihre Äußerungen für die Wahrheit gehalten werden, Augen- und Nasenpartie weiß überschminken. Eine Praxis, die man den Jeane Kirkpatricks, Kohls und Reagans dieser Welt nur wärmstens empfehlen möchte.

Konkret 02/86, S. 78

Hermann Peter Piwitt

H.P. Piwitts kleines Feuilleton
Epiphanien des Alltags

Das Kreuz des Südens und die Karibische Kaltluft/Raddatz und das FAZ-Reich/Der Fluch des Meisters Henscheid/Auf- und Abbau-Verlag/Der Beatnik im Gras/Kleinhäusler Hajek/Platschek

Freunde, sagt man, sollten keine Bücher von Freunden besprechen. Bei der ungeheuren Verschleimung des schlechten »guten« Geschmacks, die bei uns literarisches Leben heißt, würde das bedeuten, daß die paar Einzelgänger, die wir haben, auch noch für sich zu bleiben hätten. Von wegen. Und darum: hier sind, da primo, zwei Reise Abenteurer von Talent, Unruhe und Durchblick: *Hans Christoph Buch* und *Peter Schütt,* und vielleicht ist das der Grund, weshalb dort, wo borniertesteProvinz die Hand auf großes Geld gelegt hat, beim Deutschen Literaturfonds in Darmstadt, noch keins ihrer Projekte je eine Förderung erfuhr.

Von *Peter Schütt* las ich, nach dem USA-Buch »Die Muttermilchpumpe«, nun »Das *Kreuz des Südens. Eine Reise ins neue Afrika«.* Was *der* alles sieht. Und mitkriegt. Und wohin er sich traut! Wüste Szenen auf dem Flughafen des von Korruption und Spekulation verwüsteten Dakar/Nigeria. Kongo/ Brazzaville, wohin - statt in die Karibik - unsere Aussteiger eigentlich in Scharen hinziehn müßten, wäre Armut für sie mehr als nur eine Variante des Überflusses. Oder Angola: Da interviewt Schütt den Genossen Batanga, Lehrer - und Pygmäe. Schütt ist ein Schwerarbeiter in Sachen Humanismus. Und verglichen mit ihm bleibt *Buch (»Karibische Kaltluft«)* eher ein Reisender vertrauter Couleur, auf seine launig-verquere Weise jedenfalls weitaus sensibler für die Beeinträchtigungen seines persönlichen Wohlbefindens durch tropische Monströsitäten als für das, was, am Detail, als »sozialer Fortschritt« auszumachen wäre zum Beispiel in Kuba: Was der ein paar Meter entfernt sitzende Fidel Castro wohl sagen würde, wenn er ihn mal kurz am Bart zupfte, beschäftigt Buch. »Die Leistungen des kubanischen Volkes« seit der Revolution schreibt er - »seine Erfolge auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge, der Volksbildung, des materiellen Lebenstandards können sich sehen lassen« - eher pflichtgemäß herunter. Trotzdem: Schütts idealisch-engagierter und Buchs poetisch-schiefer Blick, - ich kann mir nicht helfen, irgendwie gehören sie, wie Kopf und Arsch, zusammen; und, natürlich, in dubio immer pro Arsch.

*

Da fällt mir ein: Ich habe ja noch gar nichts zum Fall Raddatz gesagt!!! Tu ich auch nicht. Nur, was ein Freund dazu sagte, der Ende der 30er Jahre aus rassischen Gründen hatte emigrieren müssen: »Raddatz hat einen Fehler gemacht: Er hätte sofort erklären sollen, es handle sich bei der Kritik an seiner Person um eine von langer Hand vorbereitete antisemitische Kampagne..«

*

Zitat aus dem Brief eines Autors und Freunds: »Mir geht es leidlich; denn noch immer schafft es der Literaturredakteur der »FAZ«, neue Rezensenten auszuspüren, die mich mit dem Elan des germanistischen Drittsemesters verfolgen.« Er soll jetzt übrigens endlich doch auf Rente gehen, in zwei Jahren, der Herr Redakteur. Gelegentlich, finde ich, ihm abzubitten, daß er uns manchmal mehr als bloß seufzen und schmunzeln hat lassen. Ist er doch doppelt Opfer gewesen: Opfer gutdeutschen Rassenwahns; und Opfer nicht minder gutdeutschen Rassen-Schuldbewußtseins, das ihm, Anfang der 60er Jahre, Raum und Kompetenzen gab in einer Weise, die über seine Kräfte ging. Und dabei hätte er, bei seiner Begabung, seinem Kunstsinn, durchaus und mit Erfolg ein Feuilleton in Husum leiten können. Inzwischen sieht die Literaturlandschaft danach aus: Wie Frankfurt zu Beginn der 70er Jahre.

Das Problem heißt nicht R.R. Er hat nur ganz unschuldig den Platz genutzt, den man ihm einräumte. Das Problem sind Deutsche. Deutsche, die nicht gelernt haben, in Klassen zu fühlen und zu denken, nicht gelernt haben, daß die Judenverfolgung nur eine Variante des Klassenkampfs von oben war, und deshalb dazu verdammt sind, immer wieder in Rassen und Völkern zu denken und zu fühlen. Für Ihresgleichen waren - siehe Michael Schneider in KONKRET 2/85 - Juden immer zu etwas gut: Mal als Blitzableiter der Volkswut. Mal in der Rolle jener gefangenen Frauen und Kinder, die man zuzeiten den Heeren vorantrieb, um den Gegner am Schießen zu hindern...

Sitzen wir ihn also bis zum Ende aus, den Frankfurter Redakteur. Wie bisher. Seufzend und schmunzelnd.

*

Einfach aussitzen hat *Eckhard Henscheid* einen andern Spezi nicht können und nicht wollen. Schließlich ist *Helmut Kohl* nicht irgendein Pizzabäcker. Aber dabei ist Henscheid passiert, was schon dem - ihm wahlverwandten - Jean Paul ständig passierte: daß nämlich sein literarischer Gegenstand ihm nicht gewachsen war. Für Henscheid ist Helmut Kohl »das reine Nichts als reines Sein.« Was bleibt da einem Dichter, hat er sowas ersteinmal aus seinem reinen deutschen Pfälzer-Muff herausrecherchiert? Was, als Worte machen drumherum? Hinreißende Worte. Worte erster Sahne. Komisch-panegyrische

und polyhistorische Worte. Einen Malstrom von Worten entfesselt Henscheid; und was tut ein Malstrom am Schluß? Er verschlingt sein Objekt. Aber ich sehe schon, Worte genügen nicht, um zu beschreiben, mit wie verschwenderischem Schreibsinn Henscheid um Kohl Worte zu machen versteht. Verdient hat der's nun wahrlich nicht. Daß die Leute später einmal von ihm sagen können Kohl, war das nicht der, über den der Henscheid dies schöne Buch..? Daß man Kohl am Ende womöglich ebensowenig böse sein kann wie den vorbeihörnernden und -fidelnden Dilettanten in Mozarts Dorfmusikanten-Sextett? Als sei kein Unterschied zwischen stümpernden Musikanten von 1787 und dem Raktten-Kanzler von heute? Fluch des Meisters, daß er selbst aus Anlaß eines Nichts noch Gold macht...

*

Da hat man sich extra DDR-Fernsehen zugelegt, und was: gibt es? Alte Ufa-Filme der 30er und 40er Jahre, Operetten (nichts gegen Operetten, aber reicht denn da nicht das ZDF?) en masse und Quiz in Dalli-Dalli und Wetten-das?-Manier. Der Sozialismus scheint, institutionell, festgetreten; jetzt wird er gutbürgerlich versiegelt. Und wie das Fernsehen, so die Verlage: Druckt Ihr von uns was Nettes, drucken wir von Euch was Erbauliches. So drucksen sie herum. Gesamtdeutsch. An seinem neuen »westdeutschen« Programm gemessen sollte sich der Ostberliner Aufbau-Verlag jedenfalls denn doch besser Abbau-Verlag nennen. Man erspare mir Namen und Titel! Man geniert sich ja, geradezu. Aber vielleicht muß es so sein. Derzeit. Um des Friedens willen. Und sei es um den Preis einer gesamtdeutschen inneren Emigration als Folge der sich anbahnenden Heiligen Allianz des Muffs...

Guter Eduard von Schnitzler, bleib wenigstens Du uns erhalten! Daß sie Dich nicht auch noch abschaffen, als bedrohliches Leit-Fossil. Für übermorgen.

*

Als vor einigen Monaten der Tod *Richard Brautigans* gemeldet wurde, war mir, als hätte mir Augenthaler ins Knie getreten. Brautigan schrieb die zärtlichsten, verrücktesten, kunstvollsten und zugleich schlichtesten Geschichten, die mir untergekommen sind, seit ich vor 12 Jahren »In Wassermelonen Zucker« las. Wovon sie handeln? Es sind allesamt Epiphanien des Alltags, eine betörender als die andere, voller unscheinbarer unerhörter Begebenheiten - und viel zu schade, um vorher etwas auszuplaudern. Hintergründig? Gut. Aber hintergründig ist gar kein Wort für die verheerende Sanftmut dieser Präzisionsprosa. Hier steht - »die Beatniks lagen im Gras wie vergammelte Bettvorleger, die auf die Ankunft des großen weisen Teppichhändlers warteten« - jeder Satz da wie zugleich frischgewaschen und berauscht.

Kein Wunder, daß man Brautigan in den USA am steifen Arm hat verhungern lassen. Für ein paar Geschichten von ihm gäbe ich den ganzen Hemingway; und den alten Lappen Bukowski dazu. Die Zeit, als der vor einer entzückten linken (?), lesenden Pippi-Szene, hier, den genialischen Schlucker mimte, - ich erinnere mich gut. Das war, als sich das Genie Brautigan langsam und (fast) unbemerkt zu Tode trank...

*

Daß ichs nicht vergesse: Der junge österreichische Autor Jo*seph Haslinger* hat eine Novelle geschrieben, die auf eine ganz andere, aber ähnlich betörende Weise wie Brautigan ernstmacht mit William Carlos Williams' alten Wahlspruch: »Their are no ideas but in things.o Sie heißt: *»Der Tod des Kleinhäuslers Ignaz Hajek«.*

Falls sich aber jemand für bildende Kunst interessiert: Platschek lesen, Platschek lesen, Platschek lesen... So, und nun - um mit Garibaldi (»meine hundert Schlachten«) zu reden - die Koffer packen, *Degenhardts* »Abholzung« und *Michael Schneiders* »Wiedergutmachung..« zu den Kleidern legen, eine letzte unruhige Nacht verbringen und dann zur Flugmaschine in den Urlaub eilen, ist so schnell getan wie erzählt. Äh?

Konkret 02/86, S. 80

Notizen

NUR EIN PAAR RISSE IM »TRAUM«

Allen, die sich schon mal heimlich gefragt haben, ohne allerdings eine Antwort zu bekommen, sei verschwiegen unter der Hand mitgeteilt: den Murales in Mexiko City geht es auch nach dem schweren Erdbeben vom September weitaus besser als den Menschen. Nach einem Bericht des Nationalen Instituts der Schönen Künste (INBA) wurden von insgesamt 549 Wandbildern 94 in Mitleidenschaft gezogen. Zumeist nurin Form von unbedeutenden Rissen. Lange Zeit unentschieden war, was mit dem Hotel »Del Prado« geschehen soll, das schwer aus den Fugen geraten war. Besondere Bedeutung erhielt die Diskussion auch dadurch, daß sich im Vestibül des Hotels Diego Riveras »Traum eines Sonntagnachmittags im Alameda-Park« befindet. Doch keine Sorge: das Hotel wird nicht abgerissen, sondern umfassend erneuert. Riveras Wandbild bleibt, wo es war. Das Rätselraten um die abgebildeten Personen kann weitergehen. In der Bildmitte, das ist klar, die Muerte Catrina, links von ihr Rivera als kleiner Junge in Ringelsöckchen, hinter ihm Frida Kahlo und Josö Marti, rechts von der Catrina José Guadelupe Posada. Aber sonst? (Am 11.2. eröffnet in Detroit eine Rivera-Retrospektive ihre Pforten. Die Ausstellung wird, nach Philadelphia und Madrid, auch in Westberlin zu sehen sein. Termin ist noch nicht bekannt.)

STEPIN FETCHET

In Woddlands Hill ist jetzt im Alter von 83 Jahren der erste namhafte Hollywood-Schauspieler schwarzer Hautfarbe gestorben: Stepin Fetchet, dessen eigentlicher Name Lincoln Perry war. Fetchet begann seine Kinolaufbahn 1927 in dem Film An Old Kentucky«. In den folgenden Jahren wurde er zum Inbegriff des schlaksigen und reichlich langsamen Schwarzen im US-amerikanischen Film. Fetchet ebnete mit seiner Arbeit die ihm Mitter der Dreißiger auch einigen Reichtum einbrachte, anderen afroamerikanischen Künstlern den Weg zum Film. 1970 verklagte er erfolglos CBS, weil die Gesellschaft in einer Fernsehserie behauptet hatte, er sei immer der Schwarze gewesen, den sich die Weißen gewünscht hatten. Zu seinen letzten Filmarbeiten zahlen »Amazing Grace« (1974) und »Won ton ton the dog who saved Hollywood« (1976).

NEUER MARQUEZ

Der neue Roman von Gabriel Garcia Marquez ist zu gleicher Zeit in Bogota, Buenos Aires und Barcelona erschienen. »El amor en tiempos de colera« schildert die Liebe zwischen zwei achtzigjährigen Menschen. Vorder Unterzeichnung des Vertrages mit dem spanischen Verleger Bruguera stellt Marquez eine Bedingung: das Verlagshaus sollte erst einmal alle noch ausstehenden Honorare für die Autoren begleichen. Die Zahlungen waren seit 1982 unterbrochen gewesen. Der Verlag kuschte. Kiepenheuer & Witsch, bei dem Marquez in der BRD verlegt wird, hat das Buch bislang noch nicht angekündigt.

S WIE SCHIELE

Hier sind die Bilder bekannt. »Die andere Seite des Genies« - s, der Titel dieser jetzt eröffneten Reihe im Christian Brandstätter Verlag - präsentiert den Lyriker mit 17 Texten, die als authentisch gelten (Egon Schiele: »Ich ewiges Kind«, 48 Seiten, 23 Farbabbildungen, 39,80 DM). Dem leicht geschmacklerischen Band - die Texte halten mit den Bildern Schritt- sollen weitere folgen: Franz Marc, Caspar David Friedrich, Paul Klee, Amedeo Modiglioni, Michelangelo, Edgar Degas, Paul Gauguin, Oskar Kokoschka, William Blake, Else Lasker-Schüler, Adalbert Stifter, Hermann Hesse, Arnold Schönberg.

WALLRAFF ÜRERALL

Der Erfolg des Wallraff-Bandes »Ganz unten« hat auch die Drucker und Händler der untersten Ebene des Verlagsgewerbes nicht ruhen lassen. In Westberlin sind mittlerweile Raubdrucke aufgetaucht, von denen - nach einer Meldung im »Börsenblatt« - der Leiter des Sonderreferats »Raubdruck« des Börsenvereins, Jochen L. Braeunlich, vermutet, daß nach Form und Aufmachung die Auflage mindestens bei 20.000 Exemplaren liege.

BLOSS NICHT

Der britische Filmregisseur Richard Attenborough, gestern mit »Ghandi« auf den Filmleinwänden, heute mit »A Chorus Line«, ist wild und fest entschlossen, einen Film über den südafrikanischen Anti-Apartheid-Führer Stave Biko zu drehen, der 1977 in Pretoria in Polizeihaft ermordet worden war. Die Dreharbeiten sollen im April in Simbabwe beginnen.

PASOLINI

Vor gut zehn Jahren ermordet, machen sich jetzt die Verwerter von Leichen ans Werk: Piper beispielsweise gibt Drehbücher von Filmen Pasolinis heraus (»Accatone«, »Mamma Roma«) als handelte es ich um irgendwelche Bühnenstücke. Die Filme sind hinter dem Abdruck der Dialoge verschwunden. Kecker und frecher der kleine Freiburger Verlag Beck & Glückler mit der Veröffentlichung von Pasolinis »Calderón« (124 Seiten, 15,80 DM) und Dario Bellezzas Porträt Pasolinis: »Pasolinis Tod« (184 Seiten, 19,80 DM). Keine Hintertreppengeschichte, keine Annäherung durch den Hosenladen, sondern abwägende Fragen an das Leben und das Werk eines Poeten, der unter die Filmemacher geraten war, Reflexionen Ober einen alternden Schwulen, der von einem 17jährigen umgebracht wurde.

SCHWARZE LISTEN

Mehrere lateinamerikanische Sänger, die sich gegen die Einmischungspolitik der USA gewandt oder ihre Sympathien mit Kuba bekundet haben, sind im US-Bundesstaat Florida von Rundfunkstationen auf sogenannte schwarze Listen gesetzt worden. Ihre Lieder dürfen nicht mehr ausgestrahlt werden. Diese Kampagne richtet sich unter anderem gegen Ruben Blades, Alberto Cortes und Danny Rivera.

DASCHAUHER

China steigert nicht nur den Import von Coca Cola: Eine Verlegerdelegation der DDR hat in Peking, Nanking und Schanghei Gespräche über die Intensivierung der Zusammenarbeit mit Verlagen der VR China geführt. Herausgekommen ist für beide Seiten etwas: mehr DDR-Literatur in China, mehr chinesische Autoren auf deutsch in der DDR. Geprüft wird noch die Möglichkeit der gemeinsamen Edition von Sammelbünden.

EINFALLSLOSE

»Äußerst unoriginell, liebe KinobesitzerInnen, finden wir die Programmierung in Ihren Lichtspielhäusern. Bis jetzt ging es ja noch: Nach 'Die drei Musketiere' und 'Vier Fauste für ein Halleluja' nahmen sie den Film 'Otto' ins Programm. Ok, ok. Aber jetzt, was kommt: 'Otto e mezzo'! Wir wissen schon, wie es weitergeht. Als nächstes bringen sie 'Novocento', dann 'Tausendundeine Nacht' und zu guter Letzt 'Space Odyssee 2001'. (Aus: Die WochenZeitung, Zürich)

VIER FREUNDE

Das Einfache, das so schwer zu machen ist: Über eine simple G-Dur-Tonleiter improvisieren, ohne banal zu werden. Über zwei kurze, einfache Riffs spielen mit nichts als den drei Grundakkorden, ohne einfältig zu sein. Vier Töne im Rahmen einer Quarte, einen sogenannten Tetrachord, Ober eine Dur-Tonleiter verschieben, daß abwechslungsweise der Eindruck eines Dur-, eines Moll- und eines verminderten Akkordes entsteht, und daraus ein spannendes Stock machen.

Drei Spielsituationen, drei Stücke auf einer Platte, die der Schlagzeuger Günter Sommer zusammen mit seinen alten Freunden, dem Saxophonisten/Flötisten/Klarinettisten Ernst-Ludwig Petrowsky, dem Posaunisten Conrad Bauer und dem Pianisten Ulrich Gumpert im vergangenen Jahr eingespielt hat. (Günter Sommer et troix vieux amis: Ascenseur pour le 28. Nato 329; in der BRD erhältlich bei Jazz-Cock, Behaimstraße 11, 1000 Berlin 12). Die vier großen Alten der DDR-Jazzszene haben vor rund dreizehn Jahren schon zusammengespielt: »Synopsis« hieß damals das Quartett und »Auf der Elbe schwimmt ein rosa Krokodil« hieß eine Platte, die inzwischen ein Klassiker des DDR-Jazz geworden ist (FMP 240). Damals, Mitte der siebziger Jahre, haben sich die vier unter anderem die deutsche Volksmusik vorgeknüpft. Einiges an dieser Musik, vor allem die wilden Freejazz-Ausbrüche, die Petrowsky heute liebevoll der »Kaputtspiel-Phase« zuordnet, tönt recht angestrengt und zwanghaft avanciert.

Heute, zehn Jahre danach, gehen sie weitaus souveräner, gelassener und sicherer mit dem Material und miteinander um. Aus dem Aneinandervorbei und Gegeneinander hat sich ein Füreinander entwickelt. Man hört sich zu, intensiver, offener

als früher, es geht darum, gemeinsam eine Form, einen Spannungsablauf zu entwickeln, die Motive auszuloten, weiterzuspinnen; statt Egotrip und musikalischem Ausschweifen dominiert Kollektivdenken und eine fast strenge Konzentration auf das Wesentliche. Da wird das Ausgangsmaterial fast zur Nebensache. Hauptsache ist der Moment, die Lust, Spielwitz und Spielfreude: Alle Macht der kollektiven Phantasie!

PREISWÜRDIG

Um Eisler kommt man noch immer nicht herum. Wer sich mit ihm beschäftigen will, kommt auch nicht um die beim VEB Deutscher Verlag für Musik (Leipzig) seit 1973 erscheinenden »Gesammelten Werke« herum. Die dritte Abteilung dieser Ausgabe ist den Schriften vorbehalten- angelegt auf zehn Bände, liegen mittlerweile gerade fünf vor. Für die ersten drei, Hanns Eislers Schriften zu »Musik und Politik«, erhielt der Herausgeber, Günter Mayer, den Hanns-Eisler-Preis von Radio DDR. Über den Fortgang der Edition verlautete allerdings nichts.

STEINSUCHE

Mit einem ungewöhnlichen Aufruf wandte sich das griechische Fernsehen an die Bewohner der Plaka, der Altstadt von Athen, die zu Füßen der Akropolis liegt: Gesucht werden Steine und Quader aus Marmor, die wahrend der 400jährigen osmanischen Herrschaft über Griechenland von den antiken Tempeln der Akropolis entfernt worden waren. In den letzten Jahren fand man in und um Athen bereits zahlreiche Marmorquader, die von der Akropolis stammen. Mit der Fernsehaufruf soll die Suche intensiviert werden. Nicht ohne Grund: in den kommenden zehn Jahren sollen die Tempel umfassend restauriert werden.

O WIE OSNABRÜCK

Von 1960 bis Anfang der 80er Jahre halbierte sich in der BRD die Zahl der Kinos. Von 1970 an schrumpfte auch die Sitzplatzzahl auf die Hälfte: 1970 existierten 3.446 Kinos mit 1,42 Millionen Platzen, 1984 wurden zwar 3.611 Kinos gezahlt, aber lediglich 784.000 Plätze. Bis Ende 1986 wird es wahrscheinlich ein Drittel weniger Kinos geben. Wen es trifft, ist klar: Kino-Unternehmen, die nicht mehr haben als das eine Kino. Das erste große Kinosterben in den 60er-Jahren grassierte besonders in Orten mit weniger als 20.000 Einwohnern. Die jetzt absehbare Sterbewelle wird wiederum in diesen Gemeinden zu verzeichnen sein. Osnabrück ist größer. 163.000 Einwohner. Und dennoch: das ist Kino in der Provinz. Wie sich das entwickelt hat, runtergekommen ist, das liest man am besten nach in Anne Paechs »Kino zwischen Stadt und Land - Geschichte des Kinos in der Provinz« (Jonas Verlag, 189 Seiten, 170 Abb., 28,- DM). Damit man den Riech braten kann.

FILM KATALOG

Ein Katalog von mehr als 3.000 Filmen aus den Jahren 1897 bis 1915 ist jetzt in Washington erschienen. Er gibt einen Einblick in den Beginn der Filmgeschichte in den USA, Großbritannien, Frankreich und Dänemark. Keiner der im Katalog vorgestellten Streifen existiert mehr, weil das damals verwendete Filmmaterial längst zerfallen ist. Zur Zeit der Entstehung dieser Filme gab es noch keine Urheberrechte für Filme. Um das geistige Eigentum dennoch zu schützen, waren Produzenten auf die Idee gekommen, Papierabzüge von den Filmen herstellen zu lassen und das Copyright für diese Fotos in Anspruch zu nehmen, indem diese Abzüge in der Kongreßbibliothek der USA deponiert wurden. Diese Dokumente gerieten in Vergessenheit bis die Publizisten Kemp Niver und Bebe Bergsten Anfang der fünfziger Jahre auf das Material stießen und eine Methode entwickelten, die alten Papierstreifen Bild für Bild zu reproduzieren - Niver erhielt 1954 dafür einen Oscar. Der jetzt erschienene Katalog dokumentiert im Rahmen des noch Möglichen die seinerzeitigen Filme, listet die Namen der Schauspieler, Kameraleute, Regisseure und Drehbuchautoren auf.

Reihenweise

Ein Tip für alle, die auch nach dem märchenhaften Genfer Gipfel (Reagan frißt Kreide, die anderen spielen sieben Geißlein) klar sehen wollten: **Hans Dieter Müllers** Notizen über »Entscheidungen im Vorkrieg« **(Den Kopf in der Schlinge, Suhrkamp DM** 14). Es bedurfte zwar suhrkampscher Unverfrorenheit und eines Nachwortes von Alexander Kluge, um daraus gleich ein Buch zu machen (die Hälfte der Seiten wird mit der Nacherzählung eines anderen, amerikanischen gefüllt). Trotzdem: die von Müller zusammengetragenen Fakten (über Entscheidungsstrukturen in der

amerikanischen Politik; über die Rolle von Sozialdemokraten in aktuellen und historischen Nachrüstungsdebatten; über deutsches Verhalten in Vorkriegszeiten) helfen, Bekanntes im Licht der Geschichte neu zu durchschauen. Eine nützliche Anleitung zum »Lesen des Textes der wirklichen Verhältnisse« (Kluge) und eine Aufforderung zum Widerstand.

Dringend empfohlen sei die Reihe Dialog Dritte Welt (der ehrgeizige Versuch einer »Bibliothek von Weltliteratur aus Afrika, Asien und Lateinamerika« im Taschenbuch); nicht aus folkloristischen oder sozialpädagogischen Erwägungen, sondern weil, wer solche Bücher nicht liest, etwas verpaßt. Z.B. **Ortrun Froehlings** Anthologie aus Sri Lanka (**Mein zerbrochenes Volk, Peter Hammer, DM 14,80):** Kurzgeschichten und Gedichte, die sich durch Knappheit und Genauigkeit wohltuend vom Wortgeklingel einheimischer Post-, New- und After-Moden abheben. Zugleich eröffnen sie den Zugang zur Geschichte und Kultur eines Volkes, das es nicht verdient hat, nur als Opfer terroristischer Asylpolitik bekannt zu sein.

Wolfgang Geislers Reisetagebuch **(Sieben Tage DDR, Luchterhand, DM 9,80)** ist eine gelungene Annäherung an die Realität des anderen deutschen Staates. Vordergründig der Bericht von einer Klassenfahrt, in Wirklichkeit ein Text, der neugierig macht auf dies exotische Nachbarland, in dem vieles so deutsch wie hier und manches ganz anders ist. Geisler konfrontiert den Leser - wie zuvor seine Schüler - mit zentralen Lebensbereichen dieses Staates (knappe, meist zutreffende, Sachinformationen zur Geschichte und sozialen Realität der DDR ergänzen die Reiseerinnerungen). Am Ende steht bei beiden - Lesern wie Schülern - ein geschärftes Bewußtsein für deutsche Nachkriegsgeschichte. Kein Buch Ober die DDR, aber die authentische Auseinandersetzung eines skeptischen Bundesbürgers mit ebendieser.

Neil Postmans Bestseller gegen Schwarz-Schillings Kabel - wie das wohl ausgeht? Sicher ist: beide können von ihren Produkten gut leben. Anspruchsvoller ist ein Bändchen von **K.v. Bismarck, G. Gaus, A. Kluge und F. Sieger (Industrialisierung des Bewußtseins, Piper, DM 12,80).** Nach der Lektüre weiß man, was dieses Medium nach seiner Privatisierung

en vermag. Siegers juristische Überlegungen, Gaus' kulturkritische Thesen, Kluges erkenntnistheoretische Splitter sind gleichermaßen spannend und schockierend. Seltsam nur, daß Alexander Kluge noch immer große Hoffnung in eine »demokratische Gegenproduktion« setzt, wahrend die meisten Sozialdemokraten längst zum Privat-Fernsehen übergelaufen sind und dort fleißig mitmischen.

Max Horkheimer war eine der widersprüchlichsten Figuren im Frankfurter Institut für Sozialforschung: hervorragender Theoretiker und kaufmännisch geschulter Praktiker, marxistisch orientierter Sozialphilosoph, Jude und Prediger eines neuen Christentums, scharfsinniger Kapitalismus-Kritiker und Nachrufer auf den »Märtyrer der Freiheit« Robert Kennedy. Daß die achtzehnbändige Gesamtausgabe seiner Schriften gleichzeitig als Hardcover und Taschenbuch erscheint, ist ehrenwert. Einzelne Bande (drei sind bisher erschienen) haben ein breiteres Publikum verdient; mir gefiel der **Band 8 (Vorträge und Aufzeichnungen 1949-1973: Soziologisches - Universität und Studium, Fischer, DM 24,80).** Da stehen nebeneinander Vortrage Ober »American Way of Life« (nicht ohne Sympathie gesehen) und den »Bildungsauftrag der Gewerkschaften«, eher antikommunistische Thesen zur »Verteidigung der Freiheit« und ein Essay über »Marx heute«, und man kann das trotzdem mit Gewinn lesen, weil hier ein radikaler Aufklärer mit den Methoden des Marxismus die Aufklärung weitertreibt. Materialistische Analysen von solcher Scharfe und Konsequenz sind in der Soziologie rar geworden.

Ein Erfolgsgeheimnis des Taschenbuches liegt in seinem (durch Cover und Titel genährten) Versprechen, gegen intellektuelle, physische und psychische Gebrechen ein relativ billiges, sofort verfügbares, rezeptfreies Mittel parat zu haben. Die Aneignung wird zur Hauptsache, der Buchkauf zum symbolischen Akt, der - gestärkt von der Hoffnung auf fundamentale Einsichten - kurzfristig und subjektiv Heilung suggeriert. Eine Art Lourdes-Effekt. Nach kurzer Euphorie braucht man die Krücken doch wieder, aber die nächste Wallfahrt ist schon gebucht. Besonders dreist in dieser Beziehung sind die ECON-Ratgeber. Nicht nur Hilfe gegen/für Alkoholismus, Al DS, Bio-Kost, Blasenentzündung, Hausmusik, Kinderpartys, Wechseljahre, Weinkauf, Zellulitis und Zimmerpflanzen wird da feilgeboten, sondern auch ein Ausweg aus Entfremdung, Sprachlosigkeit und Kalte: **Liebesbriefe (ECON, DM 7,80) Franz Bludau** hat ein krudes Sammelsurium aus Zitaten (von Bettina v. Arnim über die Günderode, Heine, Kafka bis zu Justus Liebig) und schwülstigen Männerphantasien (an Anna, Geli, Karla, Oma Martha, das Schwesterherz und die geliebte Frau) zusammengehauen und verkauft das ganze als »Musterbriefe, die von jedem Liebenden umgewandelt und ergänzt werden können«. Getreu der im Vorwort ausgegebenen Devise, der Liebesbrief kenne keine Tabus, selbst Rechtschreib- und grammatische Fehler sehe man ihm nach, was aber nicht bedeute, »daß demjenigen, dem die Gabe des Schreibens zufallt diese nicht auch ausnutzen sollte«. So etwas laßt sich nicht einmal mehr als Kuriosität goutieren. Hier hilft nur: striktes Schreibverbot.

Wieviel seriöser dagegen ein Liebes-Briefsteller aus dem Jahre 1910, den ein Kleinverlag ausgegraben hat **(Liebesleben, Das Wunderhorn DM 8,-).** Klar und übersichtlich geordnet: Liebesbriefe für Handwerker, Soldaten und Kurzfüßige, die passenden Antworten (zusagend/ablehnend), Muster für Verlobungs-Anzeigen, Hochzeits-Einladungen und Liebes-Verse und das alles in einer Sprache, die beweist, daß das Kaiserreich auch seine guten Seiten hatte.

MERCEDES SOSA

Stefan Paul, Kinomacher und Verleiher (»Diva«, »Stop Making Sense«) hat einen Film über die argentinische Sängerin Mercedes Sosa gemacht, »Sera posible el Sur«, deren Popularität in Argentinien noch weitaus größer ist, als die Stadien, in denen sie mittlerweile auftritt. Sie ist die Stimme derjenigen, die das Volk sind. Ihre Lieder sind Volks- und nicht Folklieder, ihre Stimme ist gewaltig. Sie erschüttert. Der Film lief bereits auf dem Festival in Leipzig, wird in Rio de Janeiro und Havanna zu sehen sein und demnächst dann vielleicht auch einmal hier im Filmtheater. Mercedes Sosa kommt im Frühjahr. Auch in die BRD.

WOLF, KONRAD (LINKER HAND)

Am 7. März 1982 ist er gestorben, am 10. Oktober 1985 wäre er 60 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß legten sich die DDR-Medien schwer ins Zeug, um den bedeutendsten Filmemacher dieser Republik zu ehren. Der Berliner Dietz Verlag legte die Reden und Schriften Wolfs vor (»Konrad Wolf im Dialog«, 516 Seiten, 19 Mark), im Henschelverlag erschienen ein voluminöser Bildband (»Konrad Wolf, Selbstzeugnisse, Fotos, Dokumente«, 272 Seiten; in der BRD erschienen bei das europäische buch zum Preise von 68 DM), im DDR-Fernsehen wurde zum gebotenen Zeitpunkt eine Dokumentation ausgestrahlt, zu der Wolfgang Kohlhaase das Buch verfaßt hatte und schließlich gab das DDR-Filmmuseum in Potsdam auf 50 Seiten eine umfassende Filmographie, die neben biographischen Angaben und Fotodokumenten auch kurze Inhaltsangaben zu den Filmen enthält, heraus. Schlußendlich erhielt die Hochschule für Film und Fernsehen der DDR in Potsdam-Babelsberg den Namen des Künstlers und Kulturpolitikers und in Bernau errichtet man eine Stele zum Gedenken an ihn.

Konkret 02/86, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Die Stimmung steigt:

Das Ministerium hat angekündigt, Zimmermann wolle »alles auf den Tisch legen«.

Schickt sich das?

Ein Kuno Kruse sagt in der »Tageszeitung« den Viren »mit Naturheilmitteln den Kampf an«:

Selten ist ein Mitbewohner bereit, die warmen Tücher aufzuhalten und den Tapferen einzuhüllen, wenn er dem Bade entsteigt. Also Vorsicht! Will Mann so den Viren entschlossen, heiß in Heublumen badend, entgegentreten, gilt er bei den Frauen schnell als Hippochonder.

Da hat das Heublumenkind (englisch: Hippie) entweder im Hypodrom der Fremdwörter jenen Hufschlag erlitten, den Pegasus den Dichtern austeilt und der bei den Alten darum Hippokrene hieß, oder Kuno leidet gar nicht unter Frauen und Viren, sondern unter einer seltenen Form der Hypochondrie, nämlich der Hippanthropie - das ist die Wahnvorstellung, ein Pferd zu sein. Hü!

Kunos Kollegen im Ressort Politik haben aber auch den kleinen Latinus:

Internas vom Kanzlergespräch

Nach der Intermedia und der Internorga nun die Internas, die internationale Messe der als Kind zu heiß Gebadeten. Ein Aussteller namens Max Thomas Mehr bietet die Erkenntnis an,

daß es zum politischen System der parlamentarischen Demokratie trotz aller beseitigungswürdigen Mängel historisch gesehen keine gelungene demokratische Alternative gibt.

Es wurde aber auch langsam Zeit, daß Schmidts und Kohls Apologie auf den freiheitlichsten Staat deutscher Geschichte radikal hinterfragt und auf Mängel hingewiesen wurde, die einer Beseitigung nicht unwürdig wären. Ob es allerdings genügt, nur das politische System der parlamentarischen Demokratie und nicht auch das gesellschaftliche zu loben, dies Lob auf die Gegenwart zu beschränken und weder die vergangene noch die künftige Geschichte der Menschheit einzubeziehen, eine Alternative gar nicht grundsätzlich abzulehnen, sondern bloß weil sie weniger gelungen scheint, und ob es nicht hätte heißen müssen, daß die Bundesrepublik auf immer und ewig der von Mängeln freie, einzig realistische, demokratischste, freiheitlichste Staat sei, der sich denken läßt, scheint mir denn doch gewissermaßen irgendwie fraglich, Max Thomas. Mehr oder weniger.

Die »Welt« in Bildern:

Wie also soll Gorbatschow den afghanischen Knoten lösen, in den sich die Sowjetunion verstrickt hat? Der Spielraum, den sich Gorbatschow in Asien und gegenüber China erhofft, ist mit dem afghanischen Klotz am Bein nicht zu realisieren.

Während also die Russen, Not macht erfinderisch, Knoten zu Klötzen stricken, um den Spielraum nicht realisieren zu müssen, geschieht in London Unaussprechliches:

Deswegen - so vermuten einige Whitehall-Gurus - habe Frau Thatcher beschlossen, ihren Verteidigungsminister aus eigenem Trieb in die Sackgasse laufen zu lassen.

Und nun hat sie sich in den Scheideweg verstrickt, my good old Swami.

Guilleaume lehrt Staatsrecht, Wiesheu gibt Fahrstunden und Doktor Sommer rät:

Letztlich hilft es, wenn man schreiben kann.

Es hülfe, wenn man könnte. Schriebe man dann aber letztlich noch übers

Jenseits von Pendelschwung und Wellenschlag

als jenes Paradies, wo etwas an der Wand hängt, tick-tack macht und wenn es runterfällt wird die Uhr naß? Theo jedoch ist wasserdicht:

In unserem Beruf kommt Autorität vom Autor.

Wie Autopsie von Autostrada.

Die »Frankfurter Rundschau« berichtet:

» Was machen wir, wenn ein anderes Land Kamikaze-Kosaken klont«, also für mörderische Zwecke genetisch identische Zwillinge oder Mehrlinge künstlich herstellt? Das fragte Professor Wolfgang Graf Vitzthum aus Tübingen. Ja, was macht man dann? Die Juristen in Bitburg jedenfalls gaben darauf keine Antwort.

Da hat der genius loci versagt.

Im August 1980 hatte ich den sozialdemokratischen Bundestagsabgeordneten Freimut Duve mit dem Satz zitiert:

Im gleichen Jahr nun, in dem in Nicaragua - nach vierzigtausend Toten - eine Revolution gegen die Somozas siegt und die USA sich nach langem Zögern zugunsten dieser Sozialisten einmischen...

Damals hatte ich vertröstet:

Ich will damit gar nichts sagen. Das ist nur so ein Merkposten, für später, wenn mal wieder die Rede drauf kommen sollte.

Man wird heute sagen dürfen daß sich das Warten gelohnt hat. Inzwischen hat der Abgeordnete an analytischem Gewicht eher noch zugenommen, wie sein Blick auf den toten Türken Ramazan Avci zeigt:

Dies ist keine Sache der Polizei allein, dieser Tote geht uns alle an. Als Bundestagsabgeordneter, in dessen Wahlkreis der Mord geschah, bin ich unmittelbar betroffen. Der Rassismus gilt vordergründig den Türken. In Wahrheit zielt diese Gewalt auf den sozialen Frieden unter den Bürgern..., Gerechtigkeit und Chancengleichheit.

So rar der Fall ist, daß ein von einem Mord unmittelbar Betroffener eine Woche nach der Tat einen Kommentar abgibt, so beruhigend wirkt doch die Erkenntnis, daß nicht Ramazan Avci, sondern - in Wahrheit - bloß der soziale Friede unter den Bürgern, Gerechtigkeit und Chancengleichheit, also das Godesberger Programm erschlagen wurde.

Wegen des großen Erfolges und weil der Autor »das Jubiläum einer vierzigjährigen ununterbrochenen Tätigkeit als Journalist feiern kann«, wiederholte die »Frankfurter Allgemeine« einen Artikel ihres Redakteurs Jürgen Eick, der »bereits vor Jahren in der gleichen Fassung erschienen« ist. Immerhin verspricht der Titel

Wie wird man ein Liberaler?

Antwort auf eine der großen Menschheitsfragen sowie eine heitere Viertelstunde. Eick enttäuscht die Erwartungen keineswegs. Er selbst sei Liberaler geworden

in den frühen vierziger Jahren an der Berliner Universität. Wir lasen damals bei Walter Eucken zu unserer grenzenlosen Verblüffung und Bewunderung folgendes., »Haben wir mit einem Weiterbestehen der heutigen Wirtschaftsordnung auch in der Nachkriegszeit zu rechnen? Die Frage ist zu verneinen. Eine völlige Umgestaltung wird eintreten müssen«. Und Eucken schleuderte den Machthabern die lapidare Feststellung ins Gesicht.- »Die heutige Wirtschaftsordnung ist keine Dauerordnung.«

Hitler, der von der Ewigkeit der Lebensmittelkarte und einem VEB Friedrich Flick träumte, soll vor Wut auf Eucken in den Freundeskreis des Reichsführers SS gebissen haben. Aufgefressen hat er ihn aber erst später:

Da gab es noch ein Buch, nämlich des »Altliberalen« Adolf Weben »Der Mißerfolg des bolschewistischen Wirtschaftssystems«, erschienen 1944 (!) ... »Höheren Orts« war man irritiert, vielleicht auch mehr. Aber von Repressalien wurde nichts bekannt. Last not least - vor allem dadurch wurde mancher ein Liberaler.

Das ist also geklärt. Wie aber wird man so weich im Kopf? Durch vierzigjährige ununterbrochene Tätigkeit als Journalist von Zeitungen, die solche Bewerbungen um Zuerkennung des Paragraphen 51 da capo aufführen.